

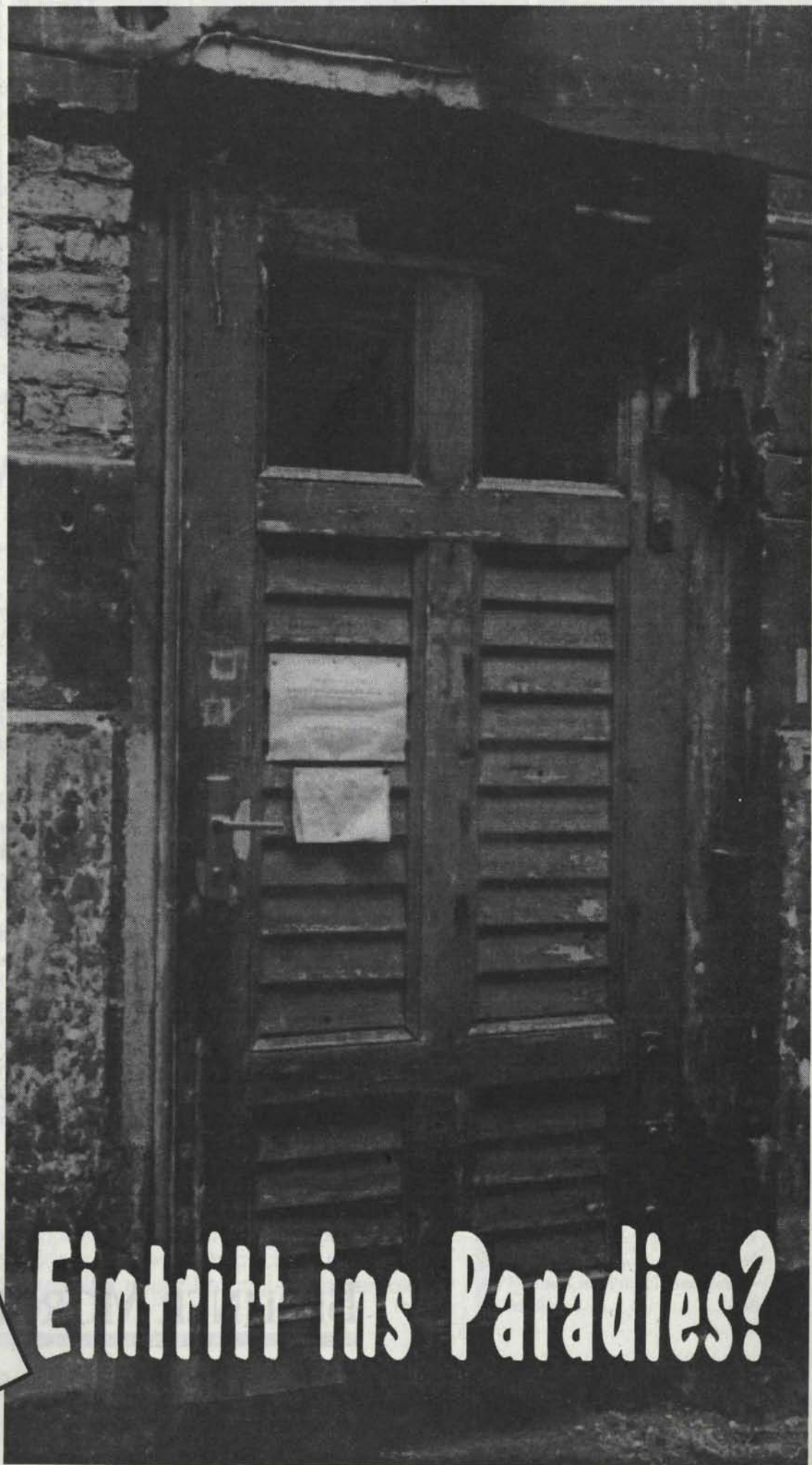
68

29. Juni 1995

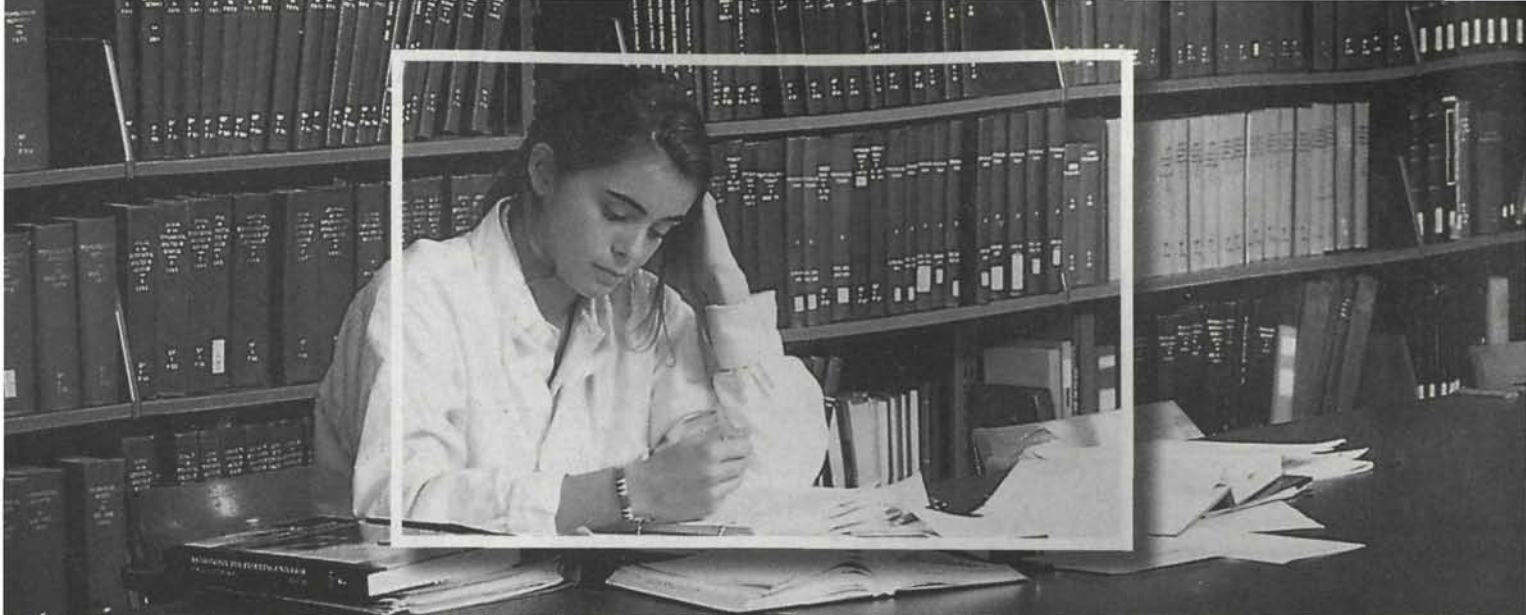
AUFGEFORDERT

un

Die Studentenzeitung der Humboldt-Universität 7. Jahrgang



Eintritt ins Paradies?



EINE WIRKLICH GUTE TAGESZEITUNG BIETET INFORMATIONEN, DIE ÜBER DEN TAG HINAUS VON BEDEUTUNG SIND. GERADE AUCH FÜR STUDENTEN.

Vielleicht haben Sie ja schon einmal von der Berliner Morgenpost profitiert – vom größten Immobilien-, Stellen-, Reise- oder Automarkt am Wochenende beispielsweise.

Profitieren können Sie aber auch immer von einem redaktionellen Angebot, das weit über die Tagesaktualität hinausgeht. Zum Beispiel in den Rubriken Beruf & Karriere oder Leben & Wohnen in unserer großen Wochenend-Ausgabe.

Neu und vielseitig: das handliche, für neun Tage gültige Kulturprogramm „BM live“ für Berlin und Potsdam, das freitags beiliegt. Neu und nützlich: die sonntägliche Computer-Seite „Bits & Bytes“. Gut, um schnell zu reagieren: Abonnenten erhalten unseren Stellenmarkt jetzt schon mit der Sonnabend-Ausgabe.

Die vielen Vorteile der Berliner Morgenpost können Sie jetzt kostenlos testen: 14 Tage unverbindlich frei Haus. Rufen Sie an: Tel. 030/198 12. Wir sind täglich von 8 – 20 Uhr für Sie da.

Nach zweiwöchiger Lieferung wird die Zustellung automatisch eingestellt. Wer aber auch in Zukunft nicht mehr auf die Berliner Morgenpost verzichten möchte, dem können wir hier ein ganz spezielles Angebot machen: das Studenten-Abonnement zum günstigen Preis von nur 14,90 DM im Monat!

BERLINER MORGENPOST

BERLINER ALLGEMEINE

Forum der Hauptstadt

Editorial

Eintritt ins Paradies? prangt auf unserem Titelbild. Doch verbirgt sich dahinter nicht die Frage nach dem hochschulpolitischen Garten Eden, der sich nach der vehementen Forderung vom Wissenschaftssenator nach 20 Einsparmillionen wohl kaum finden lassen könnte, sondern unsere hiesigen Toiletten. Mag das Thema wie ein Paradoxon wirken in Anbetracht der prekären Finanznot dieser Universität, so ist doch der tägliche Gang auf die hiesigen Aborte eine mitunter beklagenswerte Bekanntschaft mit dem baulichen Zustand der Universität. Der Prozeß der Instandsetzung der ältesten Berliner Universität ist noch in vollem Gange, weil er viele Jahre keineswegs vorangetrieben wurde. Bauliche Arbeiten werden das Bild der Universität noch für mindestens zehn Jahre prägen. So leben wir also mit dem Übergang...

Notstände aufzuspüren war unser Bestreben und so nahmen wir Toiletten Maß, erstellten hochbrisantes statistisches Material und deckten geistige Unfälle auf. Auch der Berliner Untergrund war uns nicht fern, wir schauten nach, wie er beschaffen ist.

Aus besonderer Anonymität gerissen wird in dieser Nummer auch ein Callboy, der bereitwillig Auskunft über seinen Job gab und sich sogar zum Fotografieren bereitfand, eine Fortsetzung der Geschichte aus der UnAUF Nr. 66.

Höchst erfreulich zeigt sich in dieser 68er Nummer, die kein (ver)klärender Rückblick auf das Studentenprotestjahr ist, eine erstaunliche Breite von Beiträgen, die von außen zu uns ins Blatt kamen. Der RefRat ist daran nicht ganz unschuldig. Wir danken den Schreibern und wünschen uns weitere „Außenansichten“, die ja Innenansichten der Studenten und Studentinnen dieser Universität sind. Viel Glück für die Aktiven des RefRat, die das studentische Beratungssystem auf den Weg gebracht haben, der kein leichter sein wird. Die Studierenden dieser Universität werden es Euch danken.

Daß Notstände auch im zwischenmenschlichen Bereich lauern, davon zeugt das pure Leben auf der letzten Seite. Durch glücklichen Zufall konnte der ohrfeigende Grobian schon vor unserem Erscheinen von unserer Verarbeitung des Geschehenen Kenntnis nehmen, unser Autor traf ihn am selben Ort, der Straßenbahn, ein zweites Mal bewaffnet mit dem geschriebenen Artikel.

Allen Studierenden eine erfreuliche Sommerpause, die hoffentlich Zeit läßt in die Ferne zu streifen, und vielleicht sehen wir einige von Euch in den ersten Redaktionssitzungen des neuen Semesters wieder. Die Semesterferien bieten ja auch Raum für solcherlei Überlegungen bezüglich neuer Betätigungsfelder, die man sich erobern sollte.

Inhaltsverzeichnis

Politik

Soziale Beratung	4
Rückmeldeformulare.....	6
Brandenburgs Polizeigesetz.....	8

Studieren

Njuhs: Studieren.....	10
Studieren in der Westbank....	11
ISWI 1995.....	13
Mensatage.....	16
Mensa Nord.....	17
Des Etnologen Zukunft.....	18

Titel

Kloranking.....	20
Kloliteratur?.....	22
Uni im Bau?.....	23
Berliner Abfluß.....	27

Kultur

Künstseite.....	24
Volksbühne und Prater	30
Uni-Kino	32
Theaterkritik:	
U! - Ein Hitler.....	33

Forschung

Die gescheiterte Revolution.....	28
----------------------------------	----

Leben

Medizinische Betreuung Obdachloser.....	34
Interessenvertretung für Prostituierte?.....	38
Interview mit einem Callboy(2).....	40
Ein Koffer auf Reisen.....	43

Rubriken

Fortsetzungsroman (5).....	31
Kleinanzeigen.....	44
Rätsel	45
Leserbriefe.....	46
Wohnen im Prenzlauer Berg – Teil 6.....	48

Soziale Beratung - ja, aber

Im Akademischen Senat wurden die Kosten der Studentischen Beratung diskutiert

Am 20. Juni 1995 wurde nun endlich in einer von den StudentInnen erzwungenen Sondersitzung des Akademischen Senates über die Vorlage 112/94 „Zentrales Studentisches Sozialberatungssystem“ entschieden. Das von uns erdachte Konzept sollte folgende Beratungen beinhalten:

- Unterhaltsberatung
- Rechtsberatung
- Beratung für Behinderte und chronisch Kranke
- Beratung für AusländerInnen
- Beratung für Studierende mit Kind(ern)

Damit alle Beratungen gut funktionieren und Ihr fachkundig beraten werdet, brauchen wir eigentlich zehn fitte Leute, die für ihre Arbeit natürlich auch bezahlt werden müssen. Für StudentInnen soll das Ganze auf jeden Fall kostenlos sein, denn wir sind der Meinung, daß Ihr Eure sozialen Probleme in der Regel nicht selbst zu verantworten habt. Wir haben deshalb eine Mischfinanzierung aus studentischen und universitären Geldern vorgeschlagen. Wichtig war uns dabei, die Uni in die Verantwortung zu nehmen, sich auch um die sozialen Belange ihrer StudentInnen zu kümmern. Wir forderten von der Uni sieben Hilfskraftstellen, da wir von der irrsinnigen Annahme ausgingen, daß der Universität eine solche Einrichtung, durch die schließlich auch die Attraktivität der Uni für StudentInnen steigt, das wert wäre.

Die Studienbedingungen hier werden immer schlechter, und von staatlicher Seite erwarten uns zunehmend restriktivere Maßnahmen bei der Nichteinhaltung der Regelstudienzeit. Die HUB hat genug Gelder dafür übrig, an 10.000 StudentInnen Einladungen zu Zwangsberatungen rauszuschicken. Dann sollte die Uni jedenfalls auch genug Geld haben, um zumindest mit einer Sozial-

Anmerkungen des „Beobachters“ der UnAUFGEFORDERT bei besagter AS-Sitzung

Ein Jahr lang haben die Vertreter des RefRats versucht, der Universität zu etwas zu verhelfen, was ziemlich einmalig in Deutschland wäre und auch dem Ziel einer Universität, nämlich allen akademischen Gruppen zu gehören, sehr viel näher bringt. Dafür verlangten sie am Ende 59.185,- DM jährlich, ein lächerlicher Betrag für die Humboldt-Universität. Damit sie ihr Konzept einer zentralen studentischen Sozialberatung auch durch den Akademischen Senat bekamen, haben sie eine Menge in Kauf genommen. Von den sieben geforderten Stellen sind vier übriggeblieben, die geordneten Räume für die Beratung sind fraglich. Trotzdem, die Beratung steht, und wenn Claudia Schumann und Konni Freier vom RefRat nach soviel Kampf am Ende dieses Weges immer noch optimistisch sind, dann kann man dem nur Respekt zollen und viel Glück ab Dezember für die weitere Arbeit wünschen. Denn viel schwerer wiegt der Umgang der Universitätsleitung und einzelner Professoren mit den wenigen Studenten, die sich aktiv an dem Universitätsgeschehen beteiligen wollen. Wie bereits gesagt: 9 von 13 der Professoren des Akademischen Senats nahmen an besagter Sitzung nicht teil. Sind ihnen studentische Anliegen so unwichtig? Für wen sind sie eigentlich auf ihre Lehrstühle berufen worden?

Und daß sich der verbliebene Rest am Ende doch recht konstruktiv den Vorschlag der Studenten zu retten versuchte, lag maßgeblich an Prof. Meffert, die von der Idee der Studenten zunehmend überzeugt wurde und an Vizepräsidentin Zielinski, die das studentische Engagement gefährdet sah: „Wenn wir heute nach einem Jahr nichts entscheiden, werden hier Studenten den Saal verlassen, die keine Lust mehr haben, irgendetwas verändern zu wollen.“ Genau darum geht es. Und wer auf einige Bemerkungen der Präsidentin Dürkop achtete, muß sich fragen, ob sie die Studenten wirklich noch ernst nimmt. Da wird am Anfang der Sitzung das Konzept der Studenten als „konventionell“ eingestuft und die Präsidentin, die selbst Erfahrung in Sozialarbeit für sich reklamiert, rügte, daß zuwenig Freiräume genutzt würden. Genau diese haben die Vertreter des RefRats, die vor einem Jahr mit einem sehr unkonventionellen Konzept antraten, in ihren Verhandlungen mit der Universitätsleitung Stück für Stück aufgegeben. René Grube, studentisches Mitglied im Akademischen Senat, empfand diese Äußerung seiner Präsidentin denn auch zu recht als „nicht besonders konstruktiv.“

Wie gering der Wille zur Konstruktivität ist, wurde an anderer Stelle deutlich. Als Claudia Schumann am Ende noch nach den Beschlußfristen fragte, fiel ihr die Präsidentin barsch ins Wort: „Wir sind Ihnen doch schon so weit entgegengekommen. Was wollen Sie denn jetzt noch?“ Wer spricht da zu wem? Jedenfalls klingt dieser Stil bekannt.

Noch einmal zur Erinnerung, auch für die Präsidentin der HUB: die größte Gruppe auch der Humboldt-Universität stellen die Studenten und die Universität wurde in erster Linie maßgeblich für sie errichtet. Man sollte sie daher respektieren und auch ernst nehmen und nicht behandeln wie ein Stück lästiges Einerlei und abspeisen auf monatlichen Zusammenkünften.

beratung an der Uni einigen StudentInnen zu helfen und ihnen den Abschluß ihres Studiums in der Regelstudienzeit möglich zu machen.

Obwohl die 7 Hilfskraftstellen ungefähr nur genausowenig kosten wie eine Sekretärinnenstelle, schien diese Forderung für VertreterInnen des Akademischen Senates und der Universitätsleitung offensichtlich eine Zumutung zu sein, denn auf der AS-Sitzung begann alsbald ein heiteres Feilschen. Letztendlich einigte man sich auf 4 Stellen, die weniger aus Überzeugung, sondern eher als Belohnung für unsere Mühe und unser Durchhaltevermögen bewilligt wurden. (Immerhin stehen wir mit die-

ser Vorlage schon seit einem Jahr in Diskussion mit den universitären Gremien und mußten dabei viele Kompromisse eingehen, die uns heute immer noch Bauchschmerzen bereiten.) In welchen Beratungsbereichen die fehlenden drei Stellen weggekürzt werden sollen, konnten die akademischen SenatorInnen uns auch nicht sagen; dieses dürfen wir netterweise selber entscheiden (Eine Verfahrensweise, die sie, nach Aussage unserer Präsidentin, vom politischen Senat gelernt hätten...).

Wie ernst es unseren ProfessorInnen mit der sozialen Beratung ist, haben wir auch gesehen: 9 von 13 glänzten mit Abwesenheit! (Böse Zungen könnten

meinen, sie wollten eine Beschlußunfähigkeit herbeiführen.)

Jedenfalls haben wir jetzt 4 Stellen und voraussichtlich zwei zentrale Räume. Sehen wir es optimistisch und machen wir das Beste daraus. Ab Dezember 95 soll's dann losgehen.

Übrigens: Die Stellen werden öffentlich ausgeschrieben und wir suchen noch engagierte BeraterInnen! Wer Lust dazu hat, der melde sich doch bitte demnächst bei uns im RefRat!

**Konni Freier und
Claudia Schumann**

StudentInnenkongreß an der HUB

"Politik - in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft"

Kongresse, von Studenten organisiert und für Studenten gemacht, gab es bislang selten, wenn sie dann aber doch stattfanden, gab es stets großen Zuspruch. Jetzt ist es wieder einmal soweit: Vom 13.-16. Juli findet an der Humboldt-Universität ein StudentInnen-Kongreß statt, zu dem Teilnehmer aus ganz Deutschland erwartet werden. Der Grund, warum die Humboldt-Universität an diesem Wochenende einen Besuch wert ist, liegt darin, daß mittlerweile jedem klar ist, daß Kongresse ganz einfach anders ablaufen, wenn sie von Studenten veranstaltet werden. Das übergreifende Thema ist die "Politik" -

ein "unscharfer Begriff", wie es im Vorwort des ca. 30 Seiten starken Programmheftes heißt. Doch ein Blick auf die bunte Palette an Themen läßt vieles deutlicher erscheinen. So beschäftigt sich ein Arbeitskreis mit "Symbolischer Politik", ein anderer beschäftigt sich mit der Berliner Denkmals-Szene. Auch heikle Themen, vor denen manch Etablierter der akademischen Zunft zurückschrecken würde, werden angefaßt - auch mit dem Risiko, sich daran die Finger zu verbrennen. Der Arbeitskreis "Sekten", Religion und Politik" greift die aktuelle Sekten-Debatte auf und sucht nach neuen Erkenntnissen. Wieder andere Arbeits-

kreise sind viel eher Diskussionsrunden ("Massenmythen des Alltags"), beschäftigen sich mit Zukunftschancen von Akademikern ("Politik-Beratung und Polit-Consulting") oder behandeln ganz allgemein das Problem der Zukunft der Hochschulen.

Ein Begleitprogramm mit Vorträgen, Podiumsgesprächen, Musik und Unterhaltung, sorgt dafür, daß auch der nötige Spaß nicht zu kurz kommt. Das Programmheft liegt im RefRat der Humboldt-Universität aus. Weitere Informationen unter Tel.: 4462593 oder 4469454.

Andreas Metzger

Ein Auszug aus dem Programm des Kongresses

Donnerstag (13.7.)

- ⊙ Podiumsdiskussion: *Macht der Experten. Wie politisch sind die Wissenschaften und wie wissenschaftlich ist die Politik?* (Eröffnungsveranstaltung)
- anschließend *Musik und Unterhaltung*

Freitag (14.7.)

- ⊙ *Universität und Metropole*
- ⊙ *Frauen in der Wissenschaft*
- ⊙ *Schafft die Gentherapie endlich*

den perfekten Menschen?

- ⊙ *Soziale Bewegungen: Mai 68 in Frankreich*
- ⊙ *Die Transformation in Osteuropa Internationale Umweltpolitik und der Klimagipfel von Berlin*
- ⊙ *Neue Religiosität - ein Ausweg aus der Sinnkrise?*

Samstag (15.7.)

- ⊙ *Zeitzeugen berichten über das Ende der Weimarer Republik*
- ⊙ *Kritisch-kreatives in den Internationalen Beziehungen*
- ⊙ *Die geteilte Hauptstadt: Politiker und Journalisten*
- ⊙ *Entwicklungspolitik im Wandel?*

- ⊙ *Die pädagogische Transformation gesellschaftlicher Konflikte*
- ⊙ *Der Umbau der Universitäten und Hochschulen in Ostdeutschland*
- ⊙ *Philosophische Praxis: Die Idee der Polis*
- anschließend: *großes Fest*

Sonntag (16.7.)

- ⊙ *"Sekten", Religion und Politik*
- ⊙ *Symbolische Politik*
- ⊙ *Podiumsdiskussion: "Anything goes?" - Die Zukunft der Hochschulen* (Abschlußveranstaltung)

Rückmeldeformulare - Der neueste Stand

Der ReferentInnenRat hat in den letzten Wochen versucht, die Universitätsleitung, den akademischen Senat und die Verantwortlichen in der Verwaltung davon zu überzeugen, daß sie Fehler einfach mal eingestehen und das Ganze nicht aus falschem Stolz auf die Spitze treiben sollten. Die Antwort war ein allgemeines Unverständnis, Gelächter und formales „Abbügeln“ unseres Protestes. Hintergrund dürfte ein eiskaltes Kostenkalkül sein. Stoppt die Universität das Verfahren jetzt, gesteht sie Fehler ein, hat 50.000,- DM verpulvert, hat nicht mal die Daten und kommt in arge Erklärungsnot und unter den Verdacht der Geldverschwendung und Regressansprüche drohen. Und davor hat man Angst.

Das Ignorieren der Rechtslage hat den Vorteil, daß man keine Fehler eingestehen muß und weiterhin illegal Daten erheben kann! Selbst wenn die Uni letzt-

endlich keine Mahnungen verschickt, das Gros der Studis wird in Pflichterfüllung brav den Bogen zurückgesendet haben. Fazit, für 50.000,- DM sind zumindest die meisten Studidaten eingetroffen.

Was haltet Ihr von so einem Verfahren? Ob das mit Freiheit und Demokratie gemeint ist?

Sind wir die Dummen?

Ich bitte Euch - Laßt es nicht zu., daß der lange Arm der Bürokratie unsere Rechte wissenstlich beschneiden kann. Laßt nicht zu, daß die Universität mit diesem abgekarteten Spiel durchkommt. Jeden Tag trudeln neue illegal erhobene Daten bei der Studienabteilung ein. Wenn wir uns nicht massiv wehren, sind wir die Dummen!

Mündlich sagte uns Herr Krauß (Vizepräsident) zu, daß keine Exmatrikulationen geplant seien (Anmerkung: Mahnungen wirds trotzdem geben!) Schriftlich will man uns jedoch nichts geben, „weil die Rechtsprüfung noch nicht abgeschlossen sei.“ Ich nenne das Zeitspiel und Verarschung! Unsere Anwälte haben eine Klageschrift ausgearbeitet, falls man Euch ernstlich per Mahnung die Rückmeldung verweigern sollte.

Unsere konkrete Bitte:

Meldet Euch unbedingt ohne das Formular zurück!

Schickt stattdessen lieber Euren Protest! Schneidet eventuell den nebenstehenden Standardprotestbrief aus! Ihr werdet dann eine Mahnung bekommen, in der Hoffnung, daß Ihr den Bogen doch noch losschickt. Allerdings hat eine Nichtbeachtung der Mahnung keine Folgen! Falls, was unwahrscheinlich und dreistumm wäre, doch die Exmatrikulation weiter angedroht wird, dann klagt Ihr ganz unkompliziert! Holt euch zur Sicherheit einen Klagevordruck in eurer Fachschaft oder in den Räumen des RefRat ab (Tel. 2093-2603). Wenn die Mahnung kommt und euch die Wiederimmatrikulation verweigert wird, dann Namen in die Klagevorschrift einsetzen und abgeben (genaue Hinweise liegen den Vordrucken bei!). Das Verwaltungsgericht ist informiert und es wird per einstweiliger Anordnung immatrikuliert.

Nur eine Drohung

Keine Angst, ihr braucht keinen Anwalt und es gibt keinen Prozeß.

Die Universität hält sich die Mahnung nur als Drohung offen, um noch viele Daten illegal zu erhalten und am Ende die 50.000 DM wenigstens nicht ganz verschwendet zu haben. Und zum Schluß sind sie mit dieser Schweinerei durchgekommen!

Es ist an Euch, daß sich solche Praxen nicht einschleifen, daß die Bürokratie nicht eine positive Erfahrung macht und zukünftig öfters auf unserem Rücken ihre Probleme bewältigt!

Wehret den Anfängen!

Ronald Höhner
(Referat Studium & Lehre)

SCHILLER INTERNATIONAL UNIVERSITY – BERLIN



is pleased to announce that it will be offering
courses from the B.A. program

**BACHELOR OF BUSINESS
ADMINISTRATION IN INTERNATIONAL BUSINESS**

starting in Fall 1995

American Education in Europe since 1964

U.S. – Accredited

Year-round courses

Ten campuses world-wide

English as the language of instruction

Applications are being accepted now

For more information, please contact:

Berlin Campus Office

Chaussee Str. 111

10115 Berlin – Mitte

(U-Bahn Zinnowitzer Str.)

Schiller International University is fully accredited by the Accrediting Commission for Independent Colleges and Schools, which is recognized by the U.S. Department of Education

Tel. (030) 283 20 36

Fax (030) 283 20 37

Protestbrief zur RÜCKMELDUNG

Studienabteilung

der Humboldt-Universität zu Berlin

Unter den Linden 6

10099 Berlin

Betrifft: Rückmeldung und Nachweis über den ordnungsgemäßen Studienablauf

Im Mai diesen Jahres erhielt ich Post von der Präsidentin Frau Prof. Dr. M. Dürkop, mit der Aufforderung, meiner Rückmeldung einen „Studienverlaufsnachweis“ beizulegen (bei Nichtabgabe droht mir nach Mahnung die Exmatrikulation). Ich bin 19..... immatrikuliert worden. In den für mich geltenden damaligen Ordnungen sind keinerlei Formulierungen enthalten, die mich zu diesem Schritt verpflichten.

Auch in den aktuellen Ordnungen meiner Fakultät sowie der Satzung der HUB ist kein entsprechender Passus befindlich, der die rechtliche Grundlage einer solchen Aufforderung darstellen könnte. Wenn es jedoch keine rechtliche Grundlage gibt, die mich verpflichtet, diese Daten abzugeben, wie kann mir dann die Exmatrikulation drohen?

Ich bin mir sehr wohl bewußt, daß diese Daten notwendig sein mögen, um dem Gesetz und der Zwangsberatungspflicht für säumige StudentInnen Genüge zu tun. Aber keine Datenerhebung auf diese Tour! Ich lasse mich nicht nötigen! Für mich ist dieser Fall keine Bagatelle, sondern hier geht es um meine Persönlichkeitsrechte.

Keine Bürokratie darf das Recht haben, Kraft ihrer Autorität aus Eigennutz, Bequemlichkeit und Kostenersparnis heraus, StudentInnen zur Datenerhebung zu zwingen!

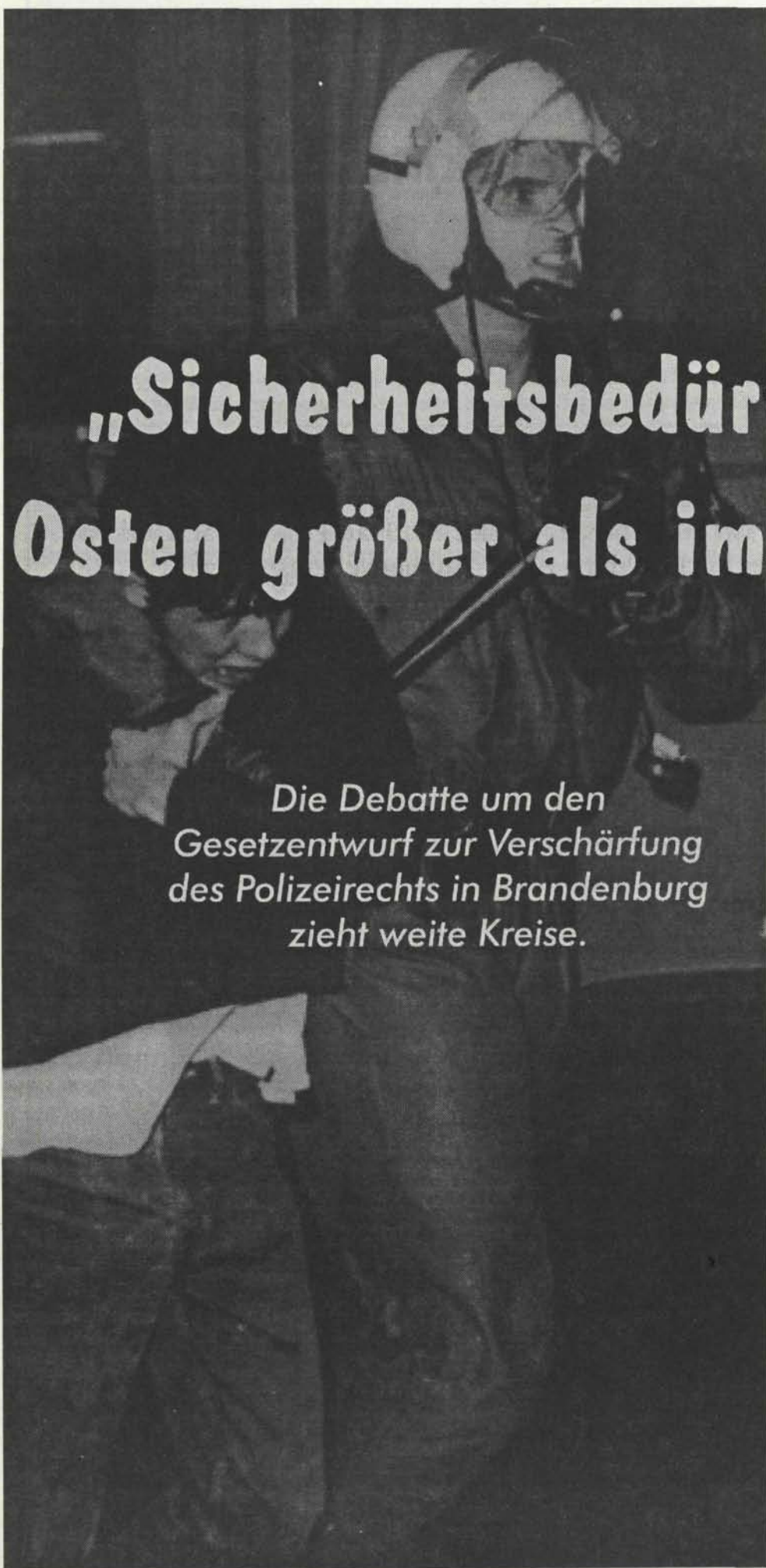
Ich fordere Sie auf das Verfahren sofort zu stoppen! Andernfalls muß ich davon ausgehen, daß sie bewußt geltendes Recht brechen!

Herzlichen Dank für den Hinweis auf eine Beratungsmöglichkeit. Jedoch unbeschadet Ihrer Sorge um mein Studium, werde ich das Nachweisformular aus obigen Gründen nicht mitsenden.

Wenn Sie entgegen meiner rechtlichen Bedenken Ihre Ansprüche an mich weiter geltend machen wollen, bitte ich Sie um baldige Rückantwort.

P.S.: Mein Protest richtet sich speziell an den Leiter der Studienabteilung, Herrn Baeckmann und die Präsidentin der Humboldt-Universität Frau Dürkop. Wessen Interessen vertreten die beiden eigentlich?

Mit freundlichen Grüßen



„Sicherheitsbedürfnis im Osten größer als im Westen“

*Die Debatte um den
Gesetzentwurf zur Verschärfung
des Polizeirechts in Brandenburg
zieht weite Kreise.*

Bevor sich kürzlich Manfred Stolpe, seines Zeichens Ministerpräsident von Brandenburg, mit diesem qualifizierten Kommentar zur geplanten Änderung des Polizeirechts kräftig in die Nesseln öffentlicher Kritik setzte, hatte er wohl kaum damit gerechnet, daß die Besorgnis um sein brandenburgisches Völkchen, auf so vehementen Widerstand stößt.

Alwin Ziel, Innenminister von Brandenburg, oberster Verkünder des Rechts und zuständig für systematische Ausmerz

der Demokratie, ist Verfasser dieses neuen Pamphlets und findet sogar über Parteigrenzen hinweg Zustimmung. In Bayern freut sich Günther Beckmann schon heute auf eine "sehr angenehme fachliche Zusammenarbeit" mit dem "Big Brother" aus dem Stolpe-Land.

Ein faules Ei...

Doch auf der Suche nach dem Stein der Weisen, haben sich die sauberen Herren wohl eher ein faules Ei andrehen lassen. Anstatt auf präventive Kriminalitätsvermeidung, setzt Ziel auf präventive Kriminalisierung. Womit er auch nicht unrecht hat. Was wäre auch unser schönes Preußen, wenn wir jeden transparenttragenden und flugzettelverteilenden Menschen nicht sofort hinter schwedische Gardinen stecken würden, wenn auch nur für maximal vier Tage.

Das jüngste Gericht täte sich auf, ohne unseren wackeren Jungs, die als verdeckte Ermittler sich sogar in die tiefen Abgründe des organisierten Kaugummischmuggels vorwagen und rund um die Uhr mit Schirm, Charme und Melone über uns wachen. Die Lizenz zum Töten gibt's freihaut. Für all die, die meinen, das wäre noch nicht genug, gibts das Freispiel "Triff die Nadel im Heuhaufen mit Deiner Heckler & Koch", bzw., auf Zielschem Amtsdeutsch, "Schußwaffengebrauch gegen Personen in einer Menschenmenge", gratis dazu. In Bezug auf die Rechtslage ist die Benutzung von Betäubungsmitteln seitens

Auszüge aus dem Gesetzentwurf zum Polizeirecht des Landes Brandenburg:

§ 17 Gewahrsam

(1) Die Polizei kann eine Person in Gewahrsam nehmen wenn, ...
2a sie die Begehung einer Tat ankündigt oder dazu aufgefordert hat oder Transparente oder sonstige Gegenstände mit sich führt; dies gilt auch für Flugblätter solchen Inhalts, soweit sie in einer Menge mitgeführt werden, die zur Verteilung geeignet ist

§ 20 Dauer der Freiheitsentziehung

(3) ...die Dauer der Freiheitsentziehung aufgrund dieses Gesetzes darf 4 Tage nicht überschreiten.

§ 35 Datenerhebung durch den Einsatz Verdeckter Ermittler

(2) .. dürfen entsprechende Urkunden hergestellt oder verändert werden.

§ 33 Datenerhebung durch den verdeckten Einsatz technischer Mittel zum Abhören und Aufzeichnen des gesprochenen Wortes und zur Anfertigung von Bildaufnahme und Bildaufzeichnungen

§ 62 Begriffsbestimmungen, zugelassene Waffen

(3) ... Reiz- und Betäubungsmittel, ...explosionsfähige Stoffe

§ 67 Rettungsschuß

(1) Ein mit Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit tödlich wirkender Schuß ist bis auf die in Abs. 2 geregelte Ausnahme nicht erlaubt.

(2) Er ist ausschließlich zur Abwehr einer gegenwärtigen Lebensgefahr zulässig. Die Abgabe des Schusses darf nur erfolgen, wenn sie das einzige Mittel zur Abwehr dieser Lebensgefahr ist.

§ 68 Schußwaffengebrauch gegen Personen in einer Menschenmenge

(1) Schußwaffengebrauch gegen Personen in einer Menschenmenge ist unzulässig, wenn erkennbar Unbeteiligte mit hoher Wahrscheinlichkeit gefährdet werden. Dies gilt nicht, wenn der Schußwaffengebrauch das einzige Mittel zur Abwehr einer gegenwärtigen Lebensgefahr ist.

(2) Unbeteiligte sind nicht Personen in einer Menschenmenge, die Gewalttaten begehen oder durch Handlungen erkennbar billigt oder unterstützt, wenn diese Person sich aus der Menschenmenge trotz wiederholter Anordnung nach § 64 Abs. 3 nicht entfernt, obwohl dies möglich ist.

der Polizei gegen Demonstranten ungeklärt. Drogenhändler befürchten einen drastischen Rückgang der Nachfrage auf dem Schwarzmarkt. Drogen-Hardliner graust es zusätzlich davor, daß friedliche Demonstrationen von Rausch-süchtigen unterwandert würden und gezielt Aggressionen der Polizei provozieren, um billig an ihren "Schuß" zu kommen.

... auch für Berlin

Die direkten Auswirkungen für Berlin liegen auf der Hand. Sollte die geplante Länderehe zwischen Berlin und Brandenburg nach der Volksabstimmung wirklich geschlossen werden, ist die "Fusion der Gesetze" reine Formsache. Dieter Heckelmann, besser bekannt unter dem Namen "der Schlächter vom Kollwitzplatz", bastelt schon fleißig an den Utensilien, die er beim Kampf gegen das Böse von da ab benutzen darf. Auch der Datenschutzbeauftragte von Brandenburg schreit schon mal vorsorglich zeter und mordio und würde am liebsten den Ausbau der datenmäßigen Einbahnstraße in eine zehnspurige Bundesautobahn verhindern, doch wen interessiert schon Datenschutz. Im Anschluß daran, würden auch wir endlich in den Genuß des "großen Lauschangriffes" kommen.

Jeder Truppenübungsplatz der Polizei wäre überflüssig, da sich Berlin ja dann sowieso "in einem permanenten Ausnahmezustand" befände und somit der "Freizeitpark Deutschland", um eine große Spielwiese für militante Bullen reicher wäre.

Auch angesichts der Tatsache, daß Ziel in seiner Argumentation sich lediglich auf das rechte Spektrum begrenzt, bleibt mir bei all diesen Aussichten die folgende Frage nicht erspart: "Wie hält's Du's eigentlich mit der Demokratie, Manfred?"

Sammi Sandawi

(Mitglied des RefRat)

Einsteiger gesucht!

City Taxi

● Taxi-Schein-Ausbildung

● langjährige Ausbildungserfahrung

● immer auf dem neuesten Stand

Alt-Moabit 83

☎ 3 92 80 57

10555 Berlin

Kommentar der zuständigen Datenschutzbeauftragten

"Die derzeitige Polizeipolitik stellt die Umkehrung des Regelannahmeverhältnisses dar. Anstatt von der Grundhaltung auszugehen, daß die Menschen keine Delikte begehen, ist die Annahme der Polizei diese, daß jeder Mensch ein potentieller Verbrecher ist. Dem entsprechend werden auch Daten ohne triftige Gründe von Unschuldigen erhoben und verarbeitet."

Humboldt Studieren

Folgende Studien- und Masterordnungen sind im Mitteilungsblatt der Humboldt-Universität erschienen und treten damit in Kraft:

Juristische Fakultät

Studienordnung für den Studiengang Rechtswissenschaft
Studienordnung über Grundkenntnisse im Deutschen Recht
Magisterordnung LL.M

Wahlordnung erschienen

Die Wahlordnung der Humboldt-Universität zu Berlin (HUWO) ist im Mitteilungsblatt der HUB erschienen und regelt nun in neuer Weise die organisatorische Durchführung von Wahlen an der Humboldt-Universität.

Friedensuni

Vom 1. September bis 1. Oktober 1995 findet in Berlin und Potsdam die erste Internationale Friedensuniversität statt, die als Sommeruniversität veranstaltet wird. Nähere Informationen zu dem Programm sind in der UnAUF-Redaktion erhältlich.

Campus-Radio e.V. gegründet

Am 28. Mai 1995 haben Studierende der FU, TU und HU den Verein „Campus-Radio“ e.V. gegründet. Er verfolgt die Zielsetzung, Belange der Studierenden in die Berlin-Brandenburger Radiolandschaft zu tragen, sowie gesellschaftliche Themen aus der Sicht der StudentInnen darzustellen. Darüber hinaus soll in Zusammenarbeit mit anderen Gruppen radiointeressierter Studierender am Aufbau eines überuniversitären Programms aus studentischer Feder gearbeitet werden.

Der Verein ist für StudentInnen aller

Fachbereiche der Berliner und Brandenburger Hochschulen offen, die sich für die Radioarbeit interessieren und ein Konzept für ein von Studierenden gemachtes Radioprogramm mitentwickeln wollen.

InteressentInnen wenden sich bitte an: Campus-Radio e.V., c/o Robert Neubinger bei Yvonne Lüneburg, Kiehlufer 47b, 12059 Berlin, Tel.: 6879877, oder an Markus Letzner, Tel.: 6116845

Fremdsprachen für Juristen

Eine fachspezifische Fremdsprachenausbildung für Juristen ist in Trier möglich. Der viersemestrige Ergänzungsstudiengang umfaßt das anglo-amerikanische, französische, spanische, portugiesische und italienische Rechtssystem. Ab Wintersemester soll das Angebot auf Japan erweitert werden. Fragen beantwortet Ute Georgen, Universität Trier, Fachbereich Rechtswissenschaft, 54286 Trier, Tel.: 0651/2012530

Studiengang Kommunikation

Ein Studiengang Kommunikationsgestaltung wird in Dresden angeboten. Er bildet für verschiedene Bereiche der visuellen Massenkommunikation aus. Bewerbungen nur mit Arbeitsproben sind zu richten an die Hochschule für Technik und Wirtschaft Dresden (FH), Fachbereich Gestaltung, Friedrich-List-Platz 1, 01069 Dresden, Tel.: 0351/4623280

Amerikanisches Recht

Ein Informationsseminar „Amerikanisches Recht und sein Studium in den Vereinigten Staaten“ findet vom 7. bis 9. Juli in Jena statt. Auskünfte und Anmeldung bei der Deutsch-Amerikanischen Juristen-Vereinigung, Postfach 200442, 53134 Bonn, Tel.: 0228/361376

Studienzeitabkommen ratifiziert

Das „Europäische Übereinkommen über die allgemeine Gleichwertigkeit der Studienzeiten an Universitäten“ ist von der Bundesrepublik Deutschland ratifiziert worden. Darin verpflichten sich die Vertragsparteien, jede Studienzzeit, die ein Studierender an der Hochschule einer anderen Vertragspartei verbringt, als gleichwertig mit der entsprechenden Studienzzeit an seiner Herkunftshochschule anzuerkennen. Ziel der Vereinbarungen ist es, das zeitweilige Studium im Ausland attraktiver zu machen. Voraussetzung für die Anerkennung ist, daß die Hochschule dem Studierenden bescheinigt, die Studienzzeit zufriedenstellend abgeschlossen zu haben.

Praktika der Stiftung Industrieforschung

Für ihre Stipendien „Forschungspraktika“ hat die Stiftung Industrieforschung jetzt einen zweiten Bewerbungstermin eingerichtet. Nicht nur zum 31. Dezember, sondern auch zum 31. Juli können sich Hochschulabsolventen bewerben, die ein praxisnahes Forschungsthema in Kooperation mit mittelständischen Betrieben bearbeiten wollen. Bereiche: Betriebswirtschaft und Technik. Stipendienhöhe: monatlich 1600 DM für Graduierte, 2600 DM für Promovierte. Laufzeit: zwei Jahre. Näheres durch: Stiftung Industrieforschung, Marktstraße 8, 50968 Köln, Tel.: 0221/342528, Fax.: 0221/343807.

Ab April im Handel

NEUERSCHEINUNGEN

Lieferbar

Eberhard Döring
Walter Döring

Philosophie der Demokratie bei Kant und Popper

Zum Verhältnis von Freiheit und Verantwortung

288 S., DM 48,-
ISBN 3-05-002723-1

Aus dem Inhalt:

Vorwort: Kurt Sontheimer
Einleitung: Politische Verdrossenheit oder Unmündigkeit · Was ist Parlamentarismus? · Geschichte und Struktur · Was ist Freiheit? · Was ist Aufklärung? · Was ist Erkenntnis – Kants Erkenntnistheorie – Poppers Erkenntnistheorie · Was ist Verantwortung? · Verantwortung bei Kant – Verantwortung bei Popper · Philosophie und Demokratie · Zusammenfassung: Politische Entschlossenheit oder Mündigkeit

Werner J. Patzelt

Abgeordnete und ihr Beruf
Interviews – Umfragen – Analysen

Mit einem Vorwort von Rita Süßmuth



334 S.
16 Tab., 2 Abb.
DM 48,-

ISBN 3-05-002413-5

Aus dem Inhalt:

Das Amtsverständnis der Abgeordneten · Die Arbeit der Abgeordneten · Die gesellschaftliche Vernetzung der Abgeordneten · Prägefaktoren der Arbeit eines Abgeordneten · Wie wird man Abgeordneter? · Der Beruf des Abgeordneten



Akademie Verlag

Studieren in... der Westbank



Gaza-Jericho Abkommen ohne Konsequenz für Studierende aus Gaza in der Westbank

"Everyone should have the right to freedom of movement and residence within the borders of each state ..."
"Everyone should have the right to education."

(Artikel 13 und 26 aus: The Universal Declaration of Human Rights)

Studieren mag für uns heute eine Normalität sein. Der Weg zum Studium ist offen und nicht allzu dornenreich; wenn auch das Studium selbst voller Organisationsprobleme steckt, so ist der Student dennoch anerkannt. Die Zeiten, in denen Studiengang und Studienort oftmals zugeordnet wurden, sind nun auch im Osten Deutschlands vorüber. Der Ortswechsel während des Studiums ist kein größeres Problem mehr, vielfach ist er sogar erwünscht. Und ein Aufenthalt im Ausland ist fast schon eine Selbstverständlichkeit. Da mag man sich nur ungern an das Studieren in der DDR erinnern, wo es vielerlei Beschränkungen gab. Doch wenn zu aller Kontrollust der Studentenschaft auch noch das Herrschaftsprinzip einer fremden Macht tritt, kann Studieren schon mal gänzlich undurchführbar werden. Das Beispiel der palästinensischen Studenten, die auf die Durchreise durch israelisches Gebiet angewiesen sind, zeigt Schwierigkeiten auf, die Studierende auch heute haben können. Nicht überall ist es so einfach zu studieren wie in unseren Breiten...

Sechs der acht Universitäten in den besetzten Gebieten befinden sich in der Westbank (Bethlehem, Birzeit, Hebron, Nablus, zwei in Jerusalem). Verbleiben in Gaza die Al-Azhar Universität mit derzeit 2400 eingeschriebenen Studierenden und die Islamische Universität Gaza

mit 3800 Eingeschriebenen. Die erstgenannte Uni bietet Bachelor (BA) Abschlüsse (akademischer Abschluß unterhalb des Magisterabschlusses) in Pharmazie, Landwirtschaft, Handelswesen, und Diplome in folgenden Studienrichtungen: religiöse Studien und Erziehungswissenschaften, desweiteren wer-

genden Bedarf an Studienplätzen in der Westbank und im Ausland. Nur rund 856 von insgesamt ca. 16 700 palästinensischen Studierenden in der Westbank stammen aus Gaza. Laut einem Militärbefehl von 1972 brauchen Schüler und Studierende der Westbank und aus dem Gaza-Streifen eine schriftliche Genehmigung, so sie im jeweils anderen Territorium Bildungseinrichtungen besuchen wollen. Gegenwärtig sieht das wie folgt aus: Voraussetzung für das Verlassen des Gaza-Streifens ist ein gültiger maschinenlesbarer Personalausweis, der willkürlich eingezogen werden kann. Für den Transit durch Israel benötigt man eine zweite Erlaubnis, und um in der Westbank bleiben zu dürfen, eine dritte. Die ganze Prozedur der Beschaffung dieser notwendigen Papiere nimmt in der Regel zusammengerechnet 22 Stunden in Anspruch. Besser: Nimm. Das Gaza-Jericho Abkommen hat eine Verringerung auf 15 Stunden gebracht, so der PR-Verant-



den Übersetzer ausgebildet. Die Islamische Uni bietet ausschließlich BA's in: religiösen Studien, Handelswesen, Maschinenbau, Literatur, verschiedenen Sprachen, Erziehungswesen, Krankenpflege. Die Studenten und Studentinnen gehen getrennt zur Universität, ein Teil hat vormittags, der andere nachmittags Veranstaltungen. Bei einer Gesamtbevölkerung von 880 000 Einwohnern und der genannten geringen Auswahl von Studiengängen gibt es einen drin-

wortliche der Uni Birzeit.

Die schwierigen Umstände bei der Genehmigung hat zur Folge, daß betroffene Studierende aus Angst darum, daß ihnen keine Rückkehrgenehmigung erteilt wird, z.B. zu Weihnachten oder zum Ende des Ramadan zu ihren Angehörigen zu fahren. Andere halten sich ohne Genehmigung in der Westbank auf, ständig befürchtend, entdeckt zu werden, Haftstrafen und Geldstrafen von rund 200 DM riskierend. Andere wiederum



lassen sich auf waghalsige Aktionen ein, um zurück zur Uni zu gelangen.

Das Wintersemester 1994/95 im Horizont der Ereignisse und deren Auswirkungen auf die Studierenden: Am 9. Oktober entführt Isedin al-Kassam, der militärische Flügel der HAMAS, den israelischen Soldaten Nashon Wachsmann. Dessen Befreiung mißlingt, Wachsmann wird ermordet. Am 11. Oktober wird eine 100% Ausgangssperre auf den Gaza-Streifen verhängt und am gleichen Tag sterben drei Menschen bei einem Fahrradbombenanschlag in Netzarim, einer militärischen Straßensperre im Gazastreifen. Am 17. des Monats wird die Ausgangssperre aufgehoben und nur zwei Tage später sprengt sich morgens ein Selbstmordkommando der gleichen Einheit im Zentrum Tel Avivs in die Luft. Zweiundzwanzig Menschen sterben dabei. Wieder Ausgangssperre. Am 12. Dezember wird ein Bombenanschlag auf einen Bus in Jerusalem vereitelt. Am 22. Januar sterben 21 Israelis bei dem Bombenanschlag von Beit Lid. Vier Anschläge in 3 1/2 Monaten. Seit dem Handschlag zwischen Arafat und Rabin in Washington hat sich die Rate der von palästinensischen Extremisten ermordeten Israelis verdoppelt. Die 60% der den Friedensprozeß unterstützenden Israelis sind auf 37% geschrumpft. Die nach Beit Lid wiederholte verhängte Ausgangssperre wurde von 77% der israelischen Bevölkerung unterstützt, teilte damals das Dahav Institut mit.

Nach den Ereignissen vom Oktober warteten 1 050 Studierende aus Gaza vergebens darauf, eine Genehmigung zur Durchreise und für einen Aufenthalt in der Westbank zu erhalten. Das Seme-

ster begann ohne sie. Rund 200 von ihnen wurden zwischen dem 7. und 10. Dezember gestattet, Gaza zu verlassen und ihr Studium an der Uni Birzeit aufzunehmen. Am 13. Dezember erhielt das Menschenrechtszentrum "Al-Haq - Law in the Service of Man" (1979) in Ramallah einen Brief des israelischen Verteidigungsministeriums, in dem es heißt, daß "den 200 Studierenden aus Gaza erlaubt wurde, ihr Studium an der Birzeit Universität unter den folgenden Bedingungen aufzunehmen: A) Die Palästinensische Autonomieregierung (PA) wird die Namensliste der 200 Studierenden an die israelische Behörde weiterleiten; B) Die Studierenden haben der PA zu versichern, keine Terrorakte zu begehen und den Friedensprozeß zu unterstützen; C) Die Einreise von weiteren Studierenden nach Judäa und Samaria ist bedingt und wird vom Verhalten der 200 bestimmt." Eine Kollektivstrafe war somit verhängt. Bildung wird zum Privileg, über das eine Militärverwaltung befindet. Bis Ende Dezember sind keinem der ca. 400 Studierenden aus Gaza an der

Nabluser An-Najah Universität die nötigen Genehmigungen erteilt worden. Anfang Januar erhielten einige von ihnen diese. Das Semester endete am 27. Januar.

Daß, gemessen an den Geschehnissen des letzten dreiviertel Jahres, weiterhin umfassende Vorsichtsmaßnahmen getroffen werden müssen, liegt auf der Hand. Solche Vorkehrungen müssen aber angemessen bleiben und können nicht zu Kollektivstrafen führen und Menschenrechte sowie fundamentale Freiheiten verletzen. Im Ergebnis wird eine weitere Destruktion gefördert. Wie wird der entstehende Frust kanalisiert? Ohne Gewährung von akademischer Freiheit und Menschenrechten wird es nicht zur Entfaltung von Menschlichkeit und Würde kommen, deren die Regelung des Konflikts zwischen beiden verfeindeten Völkern bedarf. Studierende sind Teil der Zukunft einer jeden Gesellschaft. Sie werden diejenigen sein, die einen Frieden bewahren und gestalten müssen. Werden ihre Rechte ignoriert, so ist die Hoffnung auf Frieden beschränkt.

Dem Artikel liegt u.a. folgende Quelle zugrunde: N. Parry: "Making Education Illegal", Birzeit University, Jan. 1995.

Soest
(Jerusalem)

>Tauchsportausrüstungen
>Schlafsäcke & Zelte
>Gore / Sympatex -
Bekleidung
>Wanderschuhe
>Rucksäcke
>u.v.m.

Spezieller - Verleihservice
CAMP & TRAMP
Camping Tauchen Trekking

Tel. : (030) 851 51 60
Fax. : (030) 851 16 21

Schmiljanstraße 19/20
12161 Berlin - Friedenau

Mo. - Fr. 10.00 bis 18.00
Sa. 10.00 bis 14.00



Get up and live - now!

International Student Week In Ilmenau (ISWI 1995).

Nach der ersten ISWI 1993 (siehe UnAuf Nr. 48/49) fand in diesem Jahr die zweite International Student Week in Ilmenau vom 28. 05 1995 bis zum 04. 06. 1995 unter der Schirmherrschaft des Ministerpräsidenten des Landes Thüringens Dr. Bernhard Vogel statt.

Unter dem Motto „Get up and live - now! hatte das Organisationsteam von ISWI 340 Studenten aus 50 Ländern eingeladen, um eine Woche lang in Ilmenau zusammen zu sein, persönliche Kontakte zu knüpfen, sich auszutauschen, Ideen zu entwickeln und natürlich auch um miteinander zu feiern.

Nach den Erfahrungen der letzten ISWI bezüglich der Teilnehmerzahl, ist man diesmal dazu übergegangen von den eingeladenen Teilnehmern eine doppelte Zusage zu verlangen, um die hohe Abwesenheitsquote zu vermindern. Trotz dieses Verfahrens sind etliche Teilnehmer, die zugesagt hatten nicht erschienen oder haben sich zumindestens nicht offiziell angemeldet. Man wird eine solche „Abwesenheitsquote“ wohl niemals völlig ausschalten können, doch ist es schade, daß durch Teilnehmer, die trotz Zusage nicht kommen, anderen Interessenten, die aufgrund der begrenzten Kapazitäten nicht eingeladen werden konnten eine Teilnahme verwehrt werden mußte.

In neun verschiedenen Arbeitsgruppen, die ganz unterschiedliche Themenkomplexe von „Internationale Organisationen“ über „Erziehungsformen und Modelle“ bis hin zu „Neue Medien - Freiheit oder Isolation“ behandelten setzten sich die Teilnehmer der einzelnen Arbeitsgruppen mit ihrem jeweiligen Thema auseinander. Die Arbeit in den Gruppen wurde durch die Einstiegsreferenten, zu denen Persönlichkeiten wie die isrealische Menschenrechtsanwältin Felicia Lange, der britische Autor Eric Clark und der Astrophysiker Peter Kafka, sowie Professor Bossel aus Kassel eingeleitet und bereichert. Daneben gab es noch fünf Kunstgruppen (Theater, Malen und Graphik, Foto/Pres-

se, Video, Musik), die das Motto der diesjährigen ISWI künstlerisch umzusetzen versucht haben.

Hohe Abwesenheit - begrenzte Kapazitäten

Neben der Diskussionsarbeit, die auch außerhalb der Gruppen lebhaft zu den verschiedensten Themen geführt wurde, gab es zahlreiche kulturelle Veranstaltungen. Schon am Anreisetag fand ein Vortrag des Physiknobelpreisträgers Prof. Dr. Klaus zum Thema „Von der Mikroelektronik zur Nanoelektronik“ statt.

Am Montag abend wurde die zweite Internationale Studenten Woche in Ilmenau feierlich bei der offiziellen Eröffnungsveranstaltung durch den diesjährigen ersten Vorsitzenden des ISWI e.V. Guido Voigt eröffnet. An der Eröffnungsveranstaltung nahm zwar nicht der

Schirmherr der diesjährigen ISWI teil, doch waren zahlreiche andere offizielle Vertreter anwesend. Die Veranstaltung wurde durch Kulturbeiträge von Seiten der Tanzgruppe „Happy Jazz Dancers“ und des Gospel Chores der Ilmenauer Gymnasien aufgelockert. Eine besonderer Geste des Dankes von Seiten des ISWI-Organisationskomitees ging an die beiden Hauptorganisatoren der ISWI 1993 Kay Gastinger und Thomas Neubert. Der Übergang zum Tanz wurde ganz mit Stil begangen, indem die Mitglieder des Organisationskomitees mit Wiener Walzer eintanzten. Extra dafür wurden noch im Vorfeld der Vorbereitung Tanzstunden abgehalten und es ist durchaus vorgekommen, daß ankommende Teilnehmer am Sonntag von Wiener Walzer tanzenden ISWI Organisatoren begrüßt wurden.

Nicht nur diese Veranstaltung wurde in den verschiedenen Studentenclubs,

Frage: Wer oder was ist ISWI? Antwort: Immer Schlechtes Wetter in Ilmenau.

Trotzdem gibt es zumindest alle zwei Jahre einen guten Grund, die verschlafene Ilmetropole als Reiseziel zu küren. Auch unsereiner hatte sich nach langem Zögern zu einer Spritztour mit der Regionalbahn nach Thüringen überreden lassen. Und es nicht bereut - denn der Anlaß war die Internationale Studentenwoche in Ilmenau. Was sich Anfangs nach viel Arbeit und noch mehr Leid (vor einer ganzen Gruppe englisch reden!) anhörte, entpuppte sich bald als riesige sechstägige Fete. Auch wenn das Mensaessen in Ilmenau noch viel, viel furchtbarer schmeckte als in der HUB-Mensa (und dieses Kriterium wahrscheinlich immer noch erfüllt) und der Dauerregen so einige Sachen ins Wasser fallen ließ, war der Spaß, den ich in Ilmenau hatte doch das nachhaltigste, was mir in Erinnerung blieb. Das Schöne an der ISWI, war wohl auch, daß sämtliche Veranstaltungen und selbst die Projekte auf freiwilliger Basis abliefen, will heißen, wenn man einmal etwas zu lange des Nachts das Interieur eines der Uniklubs inspiziert hatte, konnte man am nächsten Morgen getrost ausschlafen (wenn man es geschafft hatte, in die Wohnung seines Gastgebers einzudringen, was bei nichtvorhandenem Zweitschlüssel schon ein ziemliches Problem darstellen konnte) ohne Angst vor Disziplinarmaßnahmen seitens der Organisatoren. Zwar ließ diese Verfahrensweise auch einige interessante Diskussionsrunden oder Kurse ins Hintertreffen geraten, doch sollte das kein Grund sein, etwas daran zu ändern. Ich habe auf alle Fälle Lust auf mehr bekommen und kann mich Franziskas Wunsch nach einem ISWI-Nachfolger für das Jahr '97 nur anschließen.

oha



die einen erheblichen Beitrag zum Gelingen von ISWI '95 leisteten, fortgesetzt.

Professor Konrad Zuse, der den ersten digitalen Rechner Z1 erfunden hat, hielt am Dienstag in einer überfüllten Festhalle einen Vortrag zum Thema „Mensch und Wissenschaft“. Leider gab es bei der Übersetzung des Vortrages einige Schwierigkeiten, da der Dolmetscher es gewohnt war simultan zu übersetzen und insofern bei der Übersetzung der einzelnen Abschnitte des Vortrages Probleme hatte.

Der Dienstag Abend gestaltete sich zum Kulturfest von besonderer Art. Den Anfang machte die Vorführung des Stummfilms „Der müde Tod“ von Fritz Lang mit Live-Vertonung durch das Kammerorchester der TU Ilmenau, das durch einige Gastmusiker aus verschiedenen Orchestern verstärkt wurde. Extra für ISWI wurden die Texte des Films von zwei Mitgliedern des Organisationskomitees ins Englische übersetzt, damit alle Teilnehmer den Film verstanden. In Anschluß an den Film begann in der Mensa der Afrikaabend mit den Musikgruppen „Pro Art“ und „George Darko

and the Relatives“. Bis zum Ende des Afrikaabends wurde in der Mensa ununterbrochen zu den verschiedensten afrikanischen Rhythmen getanzt. Parallel dazu, wenn auch zeitlich versetzt, spielte in einem der Clubs die russische Gruppe „Poslednij Chans“, deren Stil man eigentlich nicht beschreiben kann, da man die vier Musiker mit ihrer Mischung aus Folk, Rock, Komödie und Zirkus-Theater sehen und hören muß.

Für all diejenigen, die nicht nur über die Probleme der Welt oder über Gott und die Welt reden wollten, sondern sich auch kreativ betätigen wollten, wurden am Mittwoch Workshops angeboten. Das Angebot reichte vom Folk-Tanzworkshop über Stoffmalerei/Färben bis hin zu Trommeln, so daß für jeden Geschmack etwas dabei gewesen sein sollte, auch wenn die Kapazitäten einzelner Workshops bergrenzt waren und deshalb nicht alle Interessenten an bestimmten Workshops teilnehmen konnten.

Zu der Religionsdebatte, zu der Dr. Rainer Stahl (Referent der evangelischen Kirche Thüringens), Prof. Dr. Adolf Ham-

pel (Professor an der Uni Gießen), Rabbi Michael Melchior (Rabbi der Norwegischen und Dänischen Juden) und M. Salim Abdullah (Leiter des Islam-Archivs Deutschland) eingeladen waren, kamen leider trotz mehrmaliger Aufforderung nicht so viele Zuhörer wie erhofft. Auch wenn die Festhalle nur zu einem Drittel gefüllt war verlief die Debatte sehr angeregt und informativ. Besonders die Geschichten mit denen Rabbi Michael Melchior versuchte seine Ansichten zu erklären, fanden so viel Beifall, daß von Seiten der Zuhörer weitere Geschichten verlangt wurden.

Mit Reis, Toast, Wasserpistolen und Hüten aus Zeitungspapier bewaffnet, kamen die Zuschauer zum Kult - Film „The Rocky Horror Picture Show“ in einen der Clubs der im wahrsten Sinne des Wortes randvoll war; schon eine dreiviertel Stunde vor Filmbeginn war es unmöglich noch einen Platz zu finden und sei er noch so klein. Schon bei den ersten Tönen der Eingangsmusik wurde Wasser gespritzt und Reis geworfen, was zur Folge hatte, daß die Hüte aus Zeitungspapier ihre Schutzfunktion nur begrenzt erfüllten. Bei der anschließenden Fete im Club sah man dann die Rocky Horror Anhänger zur Musik des Filmes tanzen.

Tanzstunden für Organisatoren

Donnerstag ging es mit Tanzdarbietungen in Form der Kindertanzrevue „Das Dschungelbuch“ mit Kindern für Kinder gleich weiter.

Später fand in der Mensa der „Arabische Abend“ statt, der von arabischen Studenten der TU gestaltet wurde. Neben arabischer Musik mit Bauchtanz gab es auch arabisches Essen, welches schon vorher von den Studenten in der Mensa mit tatkräftiger Unterstützung der Mensa-Mitarbeiter und ISWI-Organisatoren vorbereitet wurde. Auch wenn sich die

030/2515044

Gesellschaft für
Plasmaforschung und
Gewinnung mbH

Seroplax

10969 Berlin
Lindenstraße 42
Telefon 030/2515044

Öffnungszeiten:

Mo - Mi 10-18 Uhr
Do 08-18 Uhr

Anwesenden schwer mit der arabischen Musik taten, waren am Ende der Veranstaltung doch einige beim Tanzen zu sehen und das Zuschauen und Zuhören hat sich allemal gelohnt.

Studentenradio von Null Uhr bis Mitternacht

Dr. Eva Huenges von der Vereinigung „Ärzte gegen den Atomkrieg“ hielt Freitag morgen einen Vortrag zum Thema „Mensch und Kultur“. Parallel zueinander wurden am Abend zwei Theaterstücke aufgeführt. Zum einen „The Glass Managerie“ von Tennessee Williams und zum anderen das Schattentheater „Der kleine Prinz“. Beide Theaterstücke erhielten von den Zuschauern großen Applaus. Im Anschluß an die Vorstellung des Schattentheaters hatten die Zuschauer die Möglichkeit hinter die Kulissen zu schauen und die aufwendige Technik zu bestaunen. Direkt nach den Theatervorstellungen gab die Gruppe „Yoruba Bata“ aus Nigeria eine „Trommelvorlesung“ (eine der ältesten Trommeln ist die Bata) in der sie einen Einblick in die nigerianische Kultur gaben, indem sie Geschichten aus dem Dorfleben erzählten. Diese wurden durch die faszinierenden Trommelrhythmen und die Tänze in traditioneller Kleidung und Maskierung noch verstärkt.

In einem der Clubs ging es danach mit der Formation „Kuriorsurf“ weiter auf die Entdeckungsreise verschiedenster Rhythmen. „Kuriorsurf“ hat mit ganz unterschiedlichen Instrumenten aus verschiedensten Kulturen die einzelnen Rhythmen und Klänge der Instrumente sehr gut zur Geltung gebracht.

Das Kulturangebot während der „International Student Week in Ilmenau“ wurde durch das hsf ISWI Radio, das von Sonntag, (28. 05.) Null Uhr bis Sonntag, (04. 06.) Mitternacht zu hören war und laufend über die Studentenwoche berichtete, erweitert. Neben Interviews mit Teilnehmern gab es Hintergrundinformationen zu der Studentenwoche sowie verschiedenste Musik zu hören. Es bleibt zu hoffen, daß die Anstrengungen der Radiomacher auch außerhalb der Zeit von ISWI über UKW senden zu können von Erfolg sein werden.

Die einzelnen Arbeitsgruppen erarbeiteten während der Woche Beiträge mit

denen sie ihre Ergebnisse der Gruppenarbeit auf der Abschiedsveranstaltung vorstellten. Die Kreativität der einzelnen Gruppen war erstaunlich und jede Präsentation fand großen Beifall. Die Mühe, die sich jede einzelne Gruppe bezüglich der Präsentation ihrer Gruppenarbeitsergebnisse gemacht hat war deutlich zu sehen und zu spüren.

Wie schon beim letzten Mal kamen zum Schluß der Abschiedsveranstaltung alle ISWI Organisatoren und Helfer zu „Give peace a chance“ auf die Bühne, um sich bei den Teilnehmern für deren Mitarbeit bei ISWI zu bedanken, denn ohne die Begeisterung und das Engagement der Teilnehmer wäre ISWI nicht so ein Erfolg geworden. Ebenfalls wie schon beim letzten Mal spielte das Wetter auch diesmal beim Open-Air Konzert im Stadtpark nicht mit, denn es regnete fast ununterbrochen. So mußte die Freiluft-Theatervorstellung der Akrobatinnen „Skinning the Cat“ auf einen Auftritt reduziert werden, da beim zweiten Zeitpunkt die Seile schon so naß und klamm waren, daß ein Auftritt aus Gründen der Sicherheit nicht mehr möglich war. Die drei verschiedenen

Bands hielten aber tapfer durch und die Resonanz war trotz des schlechten Wetters durchweg positiv.

Auch wenn die Organisation teilweise etwas chaotisch erschien, darf nicht vergessen werden, daß die Vorbereitungen für die ISWI 1995 über ein Jahr dauerten und die Hauptorganisatoren von ISWI für ein Jahr mit dem Studium aussetzten, damit ISWI am Ende so ein Erfolg wurde. Im Gegensatz zu den Studenten Wochen in Trondheim und Eindhoven ist die

Finanzierung von ISWI nicht von Anfang an abgesichert gewesen, was zusätzliche Organisation und Improvisation nötig machte.

Die International Student Week in Ilmenau 1995 war ein voller Erfolg und man kann nur hoffen, daß sich für zukünftige Studentenwochen in Ilmenau Helfer und Organisatoren finden, die trotz des Stresses im Vorfeld von ISWI Spaß an solch einer Arbeit und der Organisation eines solchen Studentenfestivals haben. Denn ISWI hängt nicht nur von den Hauptorganisatoren ab, sondern auch von den zahlreichen Helfern, die sich um Dekoration, Kultur, Technik, Unterbringung etc. mit kümmern und je mehr Studenten sich an der Vorbereitung der ISWI 1997 beteiligen, um so weniger Arbeitsaufwand und Streß wird es für den Einzelnen.

In der Hoffnung auf eine „International Student Week“ in Ilmenau 1997!

franziska

WELTWEIT IN DIE LUFT GEHEN...

Euer Studentenreisebüro in Berlin - Mitte bietet Euch alles, was ihr für Euren Trip braucht:

wenn das Studium mal kurz unterbrochen werden soll, weils sowieso nix bringt im Moment; wenn die wohlverdiente Semesterpause ansteht; oder wenn ihr Euer knappes Geld sinnvoll anlegen wollt für die richtige Weltbürgerbildung, Spaß und Erholung

die günstigsten Studentinnenflugtickets in der Stadt

(auch was gutes für Nichtstudies gibts noch)

den Jugendherbergsausweis
Voraussetzung für Übernachtungen in Jugendherbergen weltweit

Mietwagen, preiswerte Übernachtungen, Sprachreisen, Individualreisen

den Internationalen Studentenausweis ISIC ein Muß für den Auslandsstrip

sehr günstige Reise- und Krankenversicherungen, z.B. Auslandskrankenversicherungen für ein ganzes Jahr ab 11,- DM

und außerdem alles was ein normales Reisebüro auch so hat

STUDENTEN REISESERVICE
MARIENSTR. 25
10117 Berlin-Mitte
und neu:
Clara-Zetkin-Str. 30
10117 Berlin-Mitte
Tel. 203 30 91

Alles Öko oder was?

Mensatage an der HUB

"Alles Öko" ist leider noch überhaupt nicht - und schon gar nicht in unseren Mensen! Deswegen war vom 12. bis 16. Juni bundesweite Mensaaktionswoche. In Münster hingen Müllgirlanden von der Mensabrücke. Da konnten sich natürlich auch die Humboldtökos ein paar Aktionen nicht verkneifen.

Am 12. 6. war Stichtag fürs Ökoreferat: Der Beginn der Mensaaktionswoche. Würde unsere Vorarbeit standhalten? Immerhin war das die erste größere Aktion des "neuen" Ökoreferats. Und die war ein ganz schöner Akt für uns. Weil wir all die Happenings nicht selbst entwerfen und durchführen konnten, haben wir uns Hilfe geholt: Zwei Leute vom BUND haben sich fünf Tage lang mit einem Gentechnikinfostand beteiligt und uns außerdem eine Ausstellung über Ökologischen Landbau mitgebracht. Die Ökobörsen-Studis haben am Dienstag Fleisch aus artgerechter Tier-

haltung und Biomöhren zur Verkostung zubereitet. Außerdem haben sie an diesem Tag die Pressearbeit für uns geleistet und dafür gesorgt, daß in den Cafeterien Öko-Produkte verkauft wurden. Ökotopia schickten ihre Informationsausstellung zu ökologisch und sozial verträglich angebautem Kaffee. Am Mittwoch kam dazu noch der Ökotopia-Kaffeexperte vorbei, der verschiedene Sorten Ökokaffee ausschenkte und dabei gleich Leute informierte, die Fragen hatten.

Ein paar Studis haben uns geholfen, unter den Leuten gut 3000 Fragebögen zu Bioessen und Gentechnik in den Mensen zu verteilen. Die Fragebögen waren das Herzstück unseres Beitrags zur bundesweiten Mensaaktionswoche. Eine grobe Vorauswertung zeigt bereits, daß

Studis ökologisch korrektes Essen wollen. Mit den Umfrageergebnissen - die in der nächsten Unauf veröffentlicht werden - können wir hoffentlich das StudentInnenwerk Berlin dazu bringen, seine Einkaufspolitik zu ändern: Ökogemüse und Fleisch aus artgerechter Tierhaltung zu kaufen. Ein erster Schritt dazu ist schon getan: Unsere Mensakartoffeln stammen von Bioland Nord. Rund 60 000 Mensaportionen aus Ökologischem Landbau täglich

dürften die Biobauern bei ihrem Bemühen um eine ökologisch nachhaltige Bewirtschaftung unserer Böden ein gutes Stück voranbringen. Die eine oder andere durch Lebensmittelgifte verursachte Allergie könnte uns damit erspart bleiben.

Eine Menge StudentInnen, die Presse, einige Uni-Institutionen und vor allem das StudentInnenwerk sind schon scharf auf die Ergebnisse der Umfrage. Letzteres will nächstes Frühjahr eine richtig groß angelegte Aktionswoche starten.

Obwohl das unsere erste große Aktion war, ging sie nur an einem Punkt wirklich schief. Wir hätten uns besser um den Automatenaufsteller kümmern müssen, der am 13. von 8-14 Uhr die Einwegbecher aus seinen Kaffeeautomaten am Hegelplatz genommen hatte, um uns zu unterstützen. Im Gegenzug wollten wir neben dem Automaten stehen und Mehrwegbecher mit wasserdichten Deckeln verkaufen. Dabei sollten die, wie wir vermuteten, intelligenten BenutzerInnen lernen, wie man/frau Becherspareinrichtungen bedient. Leider hat das irgendwie nicht funktioniert, obwohl an den Automaten sogar Hinweisschilder hingen. Kurz: Irgendwas Koordinatorisches war schiefgelaufen und so lief am Di jede Menge Kaffee in den Eimer. Die Becherverkäuferin, die später einsprang, mußte sich jede Menge Frust anhören, und wir hatten mit einem stinksaurigen Automatenaufsteller zu tun, der an diesem Tag 1000 Mark weniger verdient hatte.

Bei Aktionen ist immer die Frage, inwieweit sie die Leute auch erreichen. Wir hätten uns mehr visuelle Dinge einfallen lassen sollen, wie z.B. den berühmten Müllberg neben der Mehrwegflasche oder die Fruchtbarkeit von pestizidverseuchter und lebendiger Erde in zwei Vergleichsblumenkästen mit Kresse-Einsaat demonstriert. Reine Information spricht die Menschen zu einseitig rational an und begeistert sie nicht für die ökologische Revolution. Dies erfolgt eher auf emotionalen, irrationalen Gebieten: denen der Liebe zu diesem Planeten.

Lutz (Ökoreferat)



"Sch... Plastebecher!"

Mensa Nord - eine lange, langsame Erfolgsgeschichte?

Ab 14. Juli kein Plastikgeschirr mehr in der Mensa Nord?

Nun, ich erzähle Euch allen vermutlich nichts Neues, wenn ich erwähne, daß in der Mensa Nord seit geraumer Zeit das Essen aufgrund von Umbaumaßnahmen in Plastikgeschirr ausgegeben wird. Vielleicht interessiert Euch aber, daß sich dort in der Mensa Nord in absehbarer Zeit etwas ändern wird!

"Essen auf Rädern" quer durch die Stadt

Aber zurück zur derzeitigen Situation. Die Mensa-Küche wird total saniert. Der ganze Arbeitsbereich ist - wie das markige deutsche Fachwort dazu heißt - entkernt, und es besteht keinerlei Möglichkeit, zu kochen, zu braten, zu backen oder zu spülen. Deshalb wird das Essen derzeit in Steglitz bereitet und als „Essen auf Rädern“ an die Reinhardtstraße gebracht, quer durch die Stadt. Die Alternative zu dieser logistischen Glanzleistung war eine Schließung der Mensa für die Zeit des Umbaus gewesen. Da die Kapazitäten der umliegenden Essensstätten die 400 bis (in Spitzenzeiten) 1200 Essen nicht hätten aufnehmen können, wurde diese Idee allerdings verworfen. Die Umbauarbeiten in der Mensa sollen noch bis Anfang Februar 1996 andauern.

Bei den schon angedeuteten Zahlen an Personen, die weiterhin tagtäglich in der Mensa Nord verköstigt werden, fallen also nicht unbeachtliche Mengen an Plastikabfall an. Zwar wird inzwischen das meiste Besteck (Messer und Gabeln) wieder gespült (von Hand), doch das Geschirr und die Löffel fallen dem Müllbeutel anheim. Das summiert sich auf 15 bis 20 große, blaue Säcke am Tag, die allenthalben der euphemistischen Wortschöpfung des „Thermorecycling“ sprich: der Verbrennung zugeführt werden können.

Ein solch verschwenderischer Umgang

mit Rohstoffen im Zeitalter der Müllvermeidung, gerade im Schatten des Berliner Weltklimagipfels versetzte einige Studenten der medizinischen Fakultät dann doch mehr als in Erstaunen. Nach einigen Telefonaten und Recherchen setzten sie am Semesteranfang einen Brief an das Studentenwerk Berlin auf, um den langen Weg der Institutionen anzutreten. Das Studentenwerk ist der Betreiber der Mensa und als solcher für die Ausstattung derselben zuständig. Es verging, obwohl die Studenten für die Antwort eine Frist gesetzt hatten, da der Weg der Anfrage zum Papierkorb verhindert werden sollte, geraume Zeit. Bekanntlich mahlen die bürokratischen Mühlen langsam.

Jedoch, die Briefaktion der Studenten hatte Erfolg! Mit der erfahrenen Unterstützung des studentischen Vertreters im Studentenwerk, dessen Hilfe man organisiert hatte, gelang es, eine konstruktive Gesprächsatmosphäre zu schaffen, in der mit dem Bereichsleiter der Mensa, der Umweltingenieurin und dem Vorsitzenden des Studentenwerkes, die verschiedenen Möglichkeiten diskutiert wurden, die desolote Situation zu verbessern.

Zuständig: die Baukommission der HU

Auch der kulinarische Genuß der nordmenschischen Mahlzeiten leide gewaltig unter dem Plastikgeschmack, was dem Umweltargument für eine Lösung des Problems in den Augen des Studentenwerkes Auftrieb gab. Nach dem Gespräch wurde festgehalten, daß ein frühzeitiger Einbau der neuen Spülküche durchgeplant werden sollte. Eine Mietbare, wie sie heutzutage auf jedem Volksfest zu finden ist, hätte den angemessenen Ansprüchen nicht genügt,

noch hätte sie sinnvoll Platz gefunden. Um eine vorzeitige Installation der neuen Spülküche zu ermöglichen, müßte die Humboldt-Universität, die für die Bauunterhaltung der Mensa zuständig ist, frühzeitig zusätzliche Anschlüsse legen lassen. Dafür wollten sich alle am Gespräch Beteiligten einsetzen. Wieder wurden Briefe geschrieben, Anfragen gemacht. Bei der Baukommission der HU - in der auch Studenten sitzen - fand der Antrag auf zusätzliche Anschlüsse jedoch keine Zustimmung. Die Spülküche hätte aus bautechnischen und statischen Gründen für die Übergangszeit bis zum Umbauende ja nicht an ihrem für sie bestimmten Platz gestanden. Die Anschlüsse wären ja nur für diese Übergangszeit sinnvoll und brauchbar. Für eine Übergangslösung war das Geld nicht zu bekommen. Bekanntlich muß ja überall gespart werden...

Keine Ideallösung

In einem weiteren Gespräch im Studentenwerk wurde die erste Runde der Bemühungen erörtert. Inzwischen neigte sich das Semester dem Ende zu, sieben Wochen waren über den Sitzungen, Anfragen, Briefen vergangen. Doch, ein Hoffnungsschimmer zeigte sich plötzlich am Horizont. Tatsächlich schien eine Teillösung des Plastikproblems machbar, nahm zunehmend Konturen an!

Wenn die Essensausgabe in den unteren Bereich des Gebäudes verlegt würde, könnten, mit einigen Umstellungsarbeiten und Organisationsanstrengungen, in der Cafeteria das Geschirr und Besteck von bis zu 400 Essen pro Tag gespült werden. Allerdings müßten die Studenten dann ihr Geschirr zum Essen in den Speisesaal hinauf und anschließend wieder hinunter zur Spülmaschine der Cafeteria tragen. Angesichts der Verringerung des anfallenden Mülls

und auch der Verbesserung des Essensgenusses besteht Hoffnung auf Verständnis und reges Entgegenkommen der Essenden. Jeder trägt - im wahrsten Sinne des Wortes - zum Wohl der Umwelt sozusagen einen kleinen Teil selbst. Hoffentlich stellt eine Treppe dafür kein Hindernis dar.

Ab dem 14. Juli wird die Mensa für diverse eingreifende Baumaßnahmen, wie den dringlichen Einbau des neuen Fettabscheiders, bis zum 21. August ganz geschlossen. Vor dem 14. Juli sei eine Umstrukturierung der momentanen Essensausgabe nach Meinung des Be-

reichsleiters der Mensa Nord nicht zu schaffen. Das heißt, daß ab dem 21. August Geschirr für 400 Essen bereit stehen wird. Diese Kapazität wird für den Bedarf in den Semesterferien ausreichen. Wenn im Oktober das Wintersemester beginnen wird, muß dann allerdings für jedes zusätzliche, über die 400 hinausgehende Essen, wieder auf Plaste zurückgegriffen werden.

Letztendlich muß sich das Studentenwerk die Frage gefallen lassen, warum es nicht frühzeitig, vor dem Baubeginn, der lange genug bekannt war, über Alternativlösungen zum Plastik nachge-

dacht hat. Diese wären rechtzeitig planbar gewesen und hätten vielversprechender sein können. Offensichtlich ist nur die Schließung der Mensa als Möglichkeit ernsthaft ins Auge gefaßt worden.

Trotzdem ist die „400-Teller-Lösung“ immerhin ein Teilerfolg. Natürlich entspricht sie keiner Ideallösung. Dennoch ist sie sicherlich jede Unterstützung wert. Es wäre mehr als albern, diese Lösung durch Benutzung von Plastikgeschirr zu boykottieren.

Christian Nolte

Taxifahrer, Manager und Zukunftsforscher

***Ist das Studium der Europäischen Ethnologie ein Berufsrisiko?
Eine Kolloquienreihe am Institut am Schiffbauerdamm versucht,
vom Gegenteil zu überzeugen.***

Sollte man lieber an den nächsten Seminarschein denken oder vielleicht doch sicherheitshalber erst einmal den P-Schein machen und dann Taxi fahren? Es sei schon vorweg gesagt, der Intendant des ORB, Herr über Radio- und Antenne Brandenburg, „Fritz“ und Brandenburger Fernsehen, meint, daß die Chancen für Studierende von „Orchideenfächern“ so schlecht gar nicht stehen. Hansjürgen Rosenbauer war nicht die einzige „Very Important Person“, die sich darin versuchte, den Studierenden Hoffnung zu geben. Auch Prof. Dr. Klaus Siebenhaar, verantwortlich für den Studiengang Kulturmanagement an der HfM, und Dr. Eckhard P.W. Minx, Leiter der Forschungen für Technik und Gesellschaft bei der Daimler-Benz AG, fanden beispielsweise den Weg in das Institut für Europäische Ethnologie am Schiffbauerdamm, um hier über Arbeitsfelder und Berufsmöglichkeiten zu reden. Von der Gästeliste des Kolloquiums ließ sich ablesen, wo in etwa diese liegen könnten. Freie Ausstellungs-

macher, innovative Marktforscher, Kulturagenten, Kulturmanager und europäische Kulturpolitiker stellten sich vor und berichteten über ihre Erfahrungen.

Ein Plädoyer für „Orchideenfächer“

Schule, Studium, Traumjob - das ist vorbei. Niemand kommt mehr auf direktem Weg ans Ziel - und Traumjobs, die gibt es ohnehin nicht. Da es für Studierende von „Orchideenfächern“ aber schon immer kaum möglich war, diesen „direkten Weg“ zu gehen, traut man diesen am ehesten Flexibilität und Kreativität zu, und dies sei wohl das Wichtigste, was heute gebraucht werde, um in diverse Berufsfelder einsteigen zu können. „Das einzige, was wir nicht gebrauchen können, sind Diplomjournalisten“, sagte Hansjürgen Rosenbauer, denn mit einer Schmalspurausbildung komme man heute nicht weiter. Die Europäische Ethnologie als ein Quer-

schnittsfach sei da schon eher ein guter Ausgangspunkt. Allerdings ist es mit dem Studium allein noch nicht getan. Vor einem Einstieg in den Journalistenberuf stehen Praktika, Volontariate, Qualifizierungsstudien, viel persönliches Engagement und natürlich etwas Glück. Letzteres allerdings ließe sich „mit viel Fleiß ein bißchen unterstützen“. Wichtig ist, sich organisieren zu können, in der Lage zu sein, Arbeiten konzentriert zu Ende zu bringen und dann „einfach da zu sein, wenn jemand gesucht wird.“ Wie man dieses Einfach-da-sein bewerkstelligen solle, wurde allerdings nicht verraten. Vor hochfliegenden Hoffnungen sei also gewarnt. Das Job-Angebot, gerade bei den Medien, ist knapp, die Konkurrenz hart und das große Geld läßt sich hier auch nicht verdienen.

Auch Rosenbauer jobbte früher in der Werbebranche, gab Sprachunterricht und schrieb nebenbei für Zeitungen, bis er dann 1969 Redakteur beim Hessischen Rundfunk und letztlich 1991 Intendant des ORB wurde. Sein Tip war,

sich breiter zu orientieren, nicht immer nur nach den Früchten hoher Kultur zu greifen, sondern auch Boulevardmagazine und Seifenopern nicht geringzuschätzen. Gerade im Bereich Infotainment und „trash-TV“ gebe es zu wenig gut gemachte Angebote bei den Öffentlich-rechtlichen Medien, wenn man von der „Lindenstraße“ einmal absehe. Dieses Feld dürfe man aber nicht nur RTL und Sat 1 überlassen. Sein Aufruf: „Ich kann sie nur ermuntern, machen sie trash! Ja ganz im Ernst... also damit meine ich nicht: Scheiße!“

Bevor man aber überhaupt die Möglichkeit bekommt, trash oder auch sonst etwas zu machen, müsste man an einen entsprechenden Job kommen - und dazu braucht man Praxiserfahrungen.

Universität versus Praxis?

Auch wenn es an Ermunterungen an die Adresse der Studierenden nicht mangelte, die Situation doch bitte nicht ganz so düster zu sehen, wurde doch deutlich, daß Lehre und Forschung an der Uni das eine und die Realitäten des Alltags mitunter etwas sehr anderes sind.

Die universitäre Ausbildung ist oft praxisfern, an dieser Erkenntnis kommt man nicht vorbei. Andererseits ist das auch keine so große Katastrophe, denn schließlich ist eine direkte Berufsausbildung nie Anliegen der Universitäten gewesen. Einige engere Anbindungen an die Praxis wären jedoch durchaus wünschenswert. Diese könnten beispielsweise über Gemeinschaftsprojekte hergestellt werden. Auch eine Uni-Agentur, die wissenschaftliche Angebote an Anwender vermittelt oder eine Job-Börse wären überlegenswerte Gedanken, denn die „Praxisferne“ in manchen Bereichen meint ja nicht, daß das, was an Unis auf geistes- und sozialwissenschaftlichem Gebiet geforscht wird, alles unbrauchbare akademische Spieleereien seien. Jedoch sind die Herangehensweisen an Themen und Probleme hier eben sehr anders und nicht so sehr vom kurzfristigen Auf-und-ab der Alltäglichkeiten bestimmt wie z.B. beim privaten Fernsehen. Das hat zum einen zur Folge, daß universitäre Forschung manchmal für den „Markt“ einfach nicht relevant ist, könnte aber für diesen auch eine Bereicherung darstellen.

Voraussetzung, diese Bereicherung realisieren zu können, ist natürlich, daß man es gut versteht, seine „akademische

Ware“ an den Mann oder an die Frau zu bringen. Hierbei aber scheint es die meisten Probleme zu geben, da man es bisher in deutschen Landen gewohnt war, in relativ gesicherten und gut subventionierten Verhältnissen zu leben. Nun allerdings werden die Gelder immer knapper und Umdenken ist angesagt. Man muß seine akademische Haut zu Markte tragen. Der Kulturmanager Klaus Siebenhaar sagte dazu: „Man muß es ja nicht mögen, aber man muß davon ausgehen, daß es funktioniert.“

Der Druck des „Bullen Erfolg“

So man irgendwann mit seinem Studium fertig wird, lastet dieser Druck des „Bullen Erfolg“ auf den Schultern all jener, die im Taxifahren vielleicht doch nicht die Erfüllung sehen. Diesen Druck auszuhalten will geübt sein. Mit dieser Last auf den Schultern auch noch beweglich zu bleiben, scheint dann schon eine ganz besondere Kunst zu sein. Wer diese Kunst erlernen will, kann z.B. zum Aufbaustudiengang „Kulturmanagement“ an der HfM gehen. Die Ausbildung dort scheint gut zu sein, denn nach internen Angaben kommen 80 bis 85 Prozent der Absolventen irgendwo im weiten Feld von Kultur, Kunst und Me-

dien unter. Die Zauberformel hierbei ist wohl, sich seinen Job selbst zu kreieren und dann kommt es nur noch darauf an, diesen auch gut vermarkten zu können. Ob sich das Managen dann letztlich auf die Kultur oder auf die Süßwarenindustrie bezieht, ist dann eigentlich nicht mehr so wichtig, nur sind „Schokoriegelmarketingexperten für den Kulturbereich nichts wert“, weshalb man Spezialisten mit einem kultur- und geisteswissenschaftlichen Schimmer brauche, so Siebenhaar.

Letztlich scheint also alles mehr oder weniger beim gewohnten Alten zu bleiben. Ein leichter Hoffnungsschimmer - ja, der ist immer noch da, nur schaut man genauer hin, ist der mitunter recht gräulich. Der Markt der aalglatten Selbstermacher boomt zwar, aber die schönen akademischen Spielplätze sind kaputt. Die Uni ist immer weniger alleiniger Ausgangs- und Bezugspunkt für ein künftiges Berufsleben. Eine langandauernde Karriere läßt sich nirgendwo mehr erwarten. Ständiges Wechseln in Arbeitsfeldern ist vorprogrammiert und dann läßt sich aller Wahrscheinlichkeit nach auch kein Spitzenverdienst zu erzielen.

Es bleibt wie es war: Zum Studieren gehört viel Idealismus.

Dirk Keil



"Eh man, was soll der Scheiß?!"

Klo-Ranking offenbart üble Zustände

Jeder braucht sie. Jeder nutzt sie. Doch kaum einer spricht über sie oder setzt sich kritisch mit ihnen auseinander. - Die Rede ist von den Bedürfnisanstalten der Humboldt-Universität, deren teilweise miserabler Zustand wohl nicht nur der Redaktion von UnAufgefordert schon lange auf die Nerven geht. Was bisher aber fehlte, um an die Öffentlichkeit gehen zu können, waren verlässliche empirische Daten über das Ausmaß der Misere. Pünktlich zum Sommerloch haben wir diese in zweiwöchiger Forschungsarbeit erhoben und können nun versichern: Die bisher nur hinter vorgehaltener Hand geschilderten Verhältnisse gleichen sich fast überall zwischen Unter den Linden, Invaliden- und Clara-Zetkin-Str und stinken zum Himmel.

Sanitäres

Was die Intensität der Spülung angeht, kommt die Studie zu dem Schluß, daß es sich hier überwiegend um kraftvolle bis überschäumende Installationen handelt, wobei des öfteren ein permanenter Wasserfluß zu bemängeln war.

„Ohne Zweifel ist die zügige Auschwemmung des Unrats durch einen ununterbrochenen Wasserstrom die wirksamere Technik zur Desodorisierung des öffentlichen und privaten Raums“, steht bei Alain Corbins Pesthauch und Blütenduft, einem kulturgeschichtlichen Werk über den Wandel der Geruchswahrnehmung.

Aber Trinkwasser ist kostbar, meine Damen und Herren von der Bauverwaltung, und solange der Strom nicht abfließen kann, bleiben Miasma und Ammoniak im Raum hängen. Schlimmer noch - die ekle Brühe verläßt nicht selten die Gefäße, in die sie unsere Vorfahren hofften, verbannt zu haben.

39% der Abflüsse mußten unsere Kloaken-Forscher als sumpfig bezeichnen. Der Wasserstand - nicht in der Schüssel sondern auf dem Fußboden! - ließ sie 40% der untersuchten Einrichtungen als unbegehrbar für sommerlich in Espan-drillos oder Sandalen gekleidete Kom-

militionInnen einstufen. In 7% der Fälle wurde gar das Mitführen von Gummistiefeln empfohlen. (Der Statistiker spricht in so einem Fall von einer Korrelation zweier Merkmalsausprägungen.)

Ein wunder Punkt ist auch die Bereit-

stellung von Klopapier und dessen Beschaffenheit. In fast 60% aller Fälle wurde mit dem nötigem Papier entweder gegeizt oder es dem Benutzer gänzlich vorenthalten. Verwöhnte Wessis - Oh Gott! Gemeint ist natürlich nur die Gruppe mit der Merkmalsausprägung "verwöhnt" aus der Auswahlgesamtheit der Menschen aus den alten Bundesländern! - werden bei 84% ihrer Stuhlgänge in Unkenntnis der Sachlage "Osten!" grummeln und die Stirn in Falten legen - tatsächlich ist das Klopapier an der Humboldt-Universität in den letzten Jahren aber wesentlich anschmiegsamer geworden. Wie gesagt: Nur die Mangelwirtschaft scheint ab und zu noch auf.

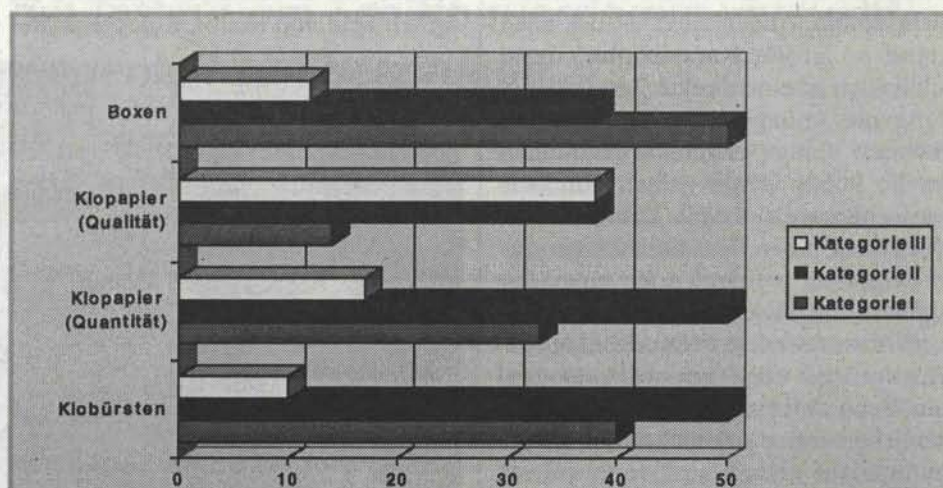


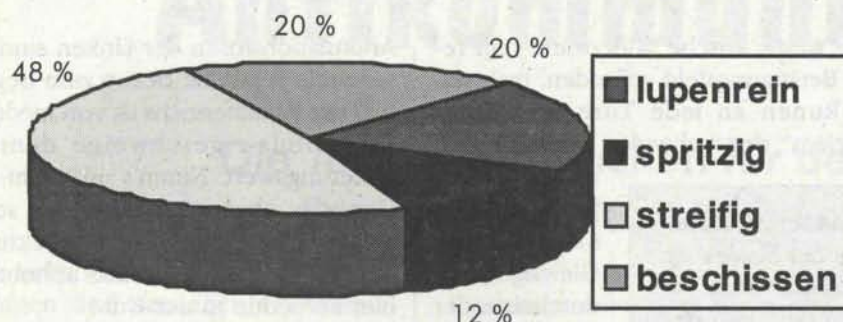
Abb.1: Ausgewählte Ausstattungsmerkmale der untersuchten Objekte

Legende:

Bedeutung der Kategorien	Boxen	Klopapier (Qualität)	Klopapier (Quantität)	Klobürsten
Kategorie I	einbruchssicher	anschmiegsam	überreichlich	jungfräulich
Kategorie II	kein Schloß	widerstandsfähig	sparsam	kampferprobt
Kategorie III	keine Türe	ostalgieisch	gibsnich	zahnlos

Fortsetzung von Seite 20

Abb. 2: Sauberkeit in den untersuchten Objekten



Baulich-Räumliches

Das wohl größte Defizit stellt die generell geringe Quantität der Aborte dar. In 75% der Fälle sind WC nur für Ortskundige oder ausdauernde Sucher zu erreichen. Blasenschwachen Menschen wird dieser Mißstand zum Verhängnis.

Doch selbst das gefundene stille Örtchen verbürgt kein ungestörtes Verrichten. Zu 40% sind die Schlösser an den Kabinen defekt. Dies hat ein umständliches Zuhalten der Tür zur Folge, was in Anbetracht der zu über 70% als "spritzig" bis "beschissen" bezeichneten hygienischen Zustände zu einem echten Balanceakt für den Benutzer werden kann. Die etwaigen psychologischen Folgeschäden, erzeugt durch die perma-

nente Angstsituation vor dem Entdecktwerden, sind in diesem Zusammenhang fatalerweise noch überhaupt nicht beachtet worden. Ganz zu schweigen von dem Skandal, daß in 12% der Fälle überhaupt keine Türen den Verbraucher schützen. In diesem Zusammenhang drängt sich die Vermutung auf, daß es sich hierbei um sogenannte Exhibitionistenklosetts handelt, die aber schon andernorts beim Publikum keine Akzeptanz fanden.

Soziales

Positiv zu bewerten ist, daß die Toiletten nur in 34% der Fälle als überfüllt angesehen werden mußten. Andererseits kann auch der bisher festgestellte geringe Standard der WCs im allgemei-

nen dazu führen, daß Bedürftige ihr Trink- und Eßverhalten so koordinieren, daß sie andere Aborte benutzen können. Unterstützt wird diese Taktik durch die geringe Anzahl von Getränkeautomaten und die Qualität der bei Humboldt's angebotenen Nahrungsmittel.

Was den Informations- und Unterhaltungswert der sanitären Einrichtungen angeht, kann auch hier keine gute Note vergeben werden. Speziell die Damentoiletten zeichnen sich durch Langeweile und Tristesse aus. Sprüche wie „Alles für alle sofort - und umsonst“ oder die nach dem Apartheid-Modell gekennzeichneten Klopapierhalter für Ossi und Wessi stellen hier leider schon den traurigen Höhepunkt an Entertainment dar.

Fazit:

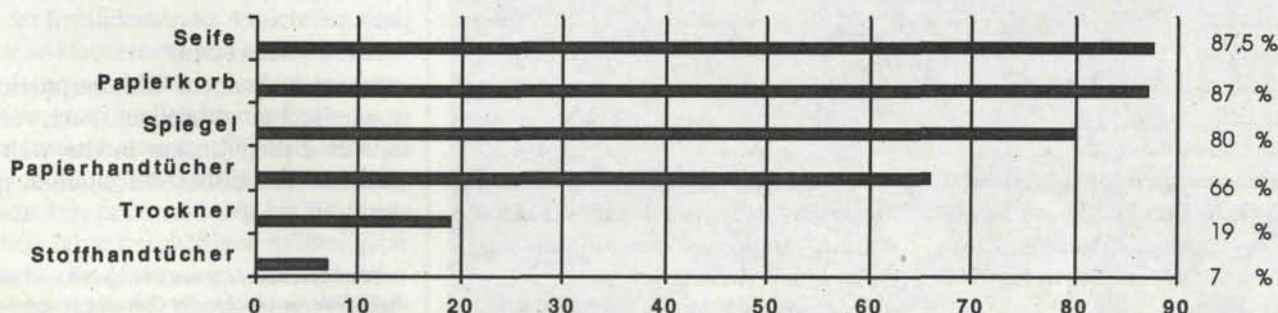
Nur in zwei Fällen konnten wir als Testurteil ein "sehr gut" vergeben.

Es handelt sich hierbei um die erst kürzlich neu eingerichteten Einheiten in der Sophienstr. 22a, Kulturwissenschaften.

Der Wettlauf um den zweifelhaften Ruhm, der Ekelgrenze am nächsten gekommen zu sein, ist noch offen. Das Seminargebäude am Hegelplatz hat sogar noch mehrere Pferde im Rennen, die Wertung der D-Note liegen hier (...wie Duft und Dünger) sichert dem Pissoir in der Clara-Zetkin-Str.24 bei PC-Pool und TUSMA die "pool position", dicht gefolgt vom Stammlokus unseres Layouters zwischen Redaktionsbüro und Audimax (bzw. HUBart).

sw & Geck

Abb. 3: Ausstattungsgrad der untersuchten Objekte mit sog. Extras



Aus dem Bauch heraus

Botschaften am anonymen Ort

Unser "Klo-Ranking" förderte neben allerlei anderen Mißständen auf Humboldt's Örtchen auch wieder einiges von jenem geistigen Unrat zu Tage, den UnAufgefordert bereits vor einem Jahr unter der Überschrift "Musa Latrinae" beleuchtete (UnAUF 58/59). Schloß der Redakteurskollege damals recht euphorisch mit dem Aufruf "Macht die Klotüren bunt!" gibt mir die heutige Zwischenbilanz akademischer Latrinenliteratur eher Anlaß nach der Malerkolonie zu rufen.

Dabei gibt die Auswertung unserer empirischen Untersuchung leider wieder nur ein schiefes Bild, denn auf die Frage nach Sprüchen, Obszönitäten und Spuren ideologischer Auseinandersetzung auf dem Lokus reagierten die ausgesandten Redakteurinnen achselzuckend bis verständnislos. Auf Damentoiletten der altehrwürdigen Berliner Universität verrichtet man sein Geschäft - und sonst gar nichts! Studentinnen und weibliches Lehrpersonal gebrauchen dort weder Eddings, noch Kugelschreiber, noch anderes Werkzeug.

Was man von Bekannten an der FU hört, sind Damenklos in Dahlem und Steglitz bunter - zumindest die lesbische Szene hat dort ein Mitteilungsbedürfnis. An der HUB suchen dagegen eher "spritzige Jungs" Kontakt, indem sie in Wort und Bild die Vorzüge ihres Körpers preisen, und verfehlen sich dennoch seit Jahren - eine Klotüre im Seminargebäude am Hegelplatz liest sich wie eine traurige Chronik knapp verpaßter gemeinsamer Höhepunkte.

Auf dem gleichen Scheißhaus hat auch

*Die Hygiene ist ein unübertreffliches Mittel "gegen die Laster der Seele (...); ein auf Sauberkeit bedachtes Volk ist bald ein Freund der Ordnung und der Disziplin", schreibt ein Berichterstatter des französischen Gesundheitsrats schon 1821.**

der "Weiße arische Widerstand" ein reges Betätigungsfeld gefunden, malt seine Runen an jede Türe und droht "Zecken", den "schwulen Pavianen" und anderen Menschen, die sein seelisches Gleichgewicht durcheinander bringen. Was der "Weiße arische Widerstand" wohl studiert? Wie

er wohl aussieht? Trägt er Hosenträger? (Hier zügle ich meine Vorstellungskraft, denn es stellt sich eine Verkrampfung

ein, die sich auch auf den Muskel ausweitet, der gerade besonders entspannt sein soll.)

Politisch korrekte (angehende) Akademiker antworten nicht nur Rassisten nicht nur auf Klotüren in der Regel zunächst mit einem Hinweis auf ihre orthographischen Schwächen.

Und werden dann schnell irrational und drastisch: "Warum stehen Nazi-Sprüche immer auf 'nem Klo. Wegen der Ähnlichkeit zur natürlichen braunen Scheiße?"

Ein höheres Semester des Studiengangs "Wie-ich-das-Leben-unter-

Zuhilfenahme-meiner-intellektuellen-Fähigkeiten-trotz-seiner-Härte-mit-Humornehme" antwortet hierauf mit marxistisch-leninistischer Prägnanz:

"Fragestellung, wenn als Ideologiekritik gedacht, irrelevant, da Klotüren auch

Artikulationsforen der Linken sind. Der semantisch falsche Bezug zum Begriffsfeld des Fäkalbereichs ist von niedrigem Erkenntnis-, geschweige denn Erheiterungswert. Nimm's mir nicht übel, Genosse, aber ich denke, wir sollten zeigen, daß sich unser intellektuelles Niveau von dem der Nazis abhebt. Bist hier immerhin in der Uni."

Realsatire! Daß es sich hier um einen "practical joke" handeln muß, verrät mir das äußere Erscheinungsbild der Abhandlung: 30cm über dem Boden - also knapp unter Klobrillenniveau - ist sie auf einer von den Hetzkampagnen ausgesparten Restfläche mit Kuli in bemühter Krakel-Blockschrift in den Lack

gegraben. Bei aller Liebe, Genosse, so tief möchte ich mich nicht beugen, um das letzte Wort zu behalten!

Und überhaupt: Nach dieser Stichprobe glaube ich das Interesse der

sonst ausgesperrten weiblichen Leserschaft bereits einigermaßen befriedigt zu haben. Das Innere einer Herrentoilette, auf das zumindest einige Frauen aus unserer Redaktion recht neugierig waren, birgt wahrlich keine großen Geheimnisse - nur kleine Unterschiede.

Die drücken sich z.B. so aus:

"Wessis haben alle Komplexe"

"Lieber Komplexe als gar keine Skrupel"

"BFC Dynamo lebt!"

Wer meint da noch: "Klotüren streichen ist wie Bücher verbrennen!?" Ich vermute, wer diesen Unsinn in die Welt gesetzt hat, hat bisher die falschen gelesen.

Geck

**Zitate aus Alain Corbin, Pestbauch und Blütenduft - Eine Geschichte des Geruchs, Frankfurt am Main 1988*

*"Kack in die Stiefel, piß aus dem Fenster, schrei Scheiße, laß den Dünnpfiff wässrig sein und die Fürze eisern, rauche wie ein Schlot (...) rülps den Leuten ins Gesicht", rät Gustave Flaubert seinem Freund Ernest Chevalier am 15. März 1842.**

„Leninismus ist Antikommunismus“

Die Toilette als Zeichen für den baulichen Zustand der Humboldt-Universität

Fad stehen die neuesten politischen Losungen und sexuellen Phantasmagorien in wilden Filzstiftstrichen oder gar nur eingekratzt an den immerfort neu bepinselten Klotüren der Herrentoiletten und drohen dem Betrachter, der nur das stille Örtchen suchte. Doch treibt es einen hin zu jenen Orten der Universität, gibt es immer ein dringendes Bedürfnis. Aufgestaut, unterdrückt, schier entwichen sucht allerlei Flüssiges und Verfestigtes den Weg ins Freie. Und so ist ein jeder angewiesen auf den Besuch der universitären Bedürfnisanstalten, sollte er sich in den Hallen der Wissenschaft aufhalten.

Die Vielfalt der Erlebnisse, die man dann dort sammeln kann, ist groß und sie spiegelt auf eindruckliche Weise den baulichen Zustand der Humboldt-Universität wieder. Vom vorzüglich ausgestatteten Nobel-Klo, das gerade modernisiert wurde, bis zu den Abgründen der Hygiene, wo schon fließendes Wasser freudig begrüßt wird und wo über Jahre aufgehäufte Seifenvorräte (noch beste VEB-Ware) nun freizügig unters lechzende geschäftsverrichtende Volk gestreut werden.

Diese Spannung zwischen „hervorragend“ und „fast unbenutzbar“ liegt wie eine produktive Zerrissenheit über dem baulichen Aufbruch zu einer funktionierenden Universität. Gedenkt man der Bombenschäden, die z.B. noch heute im Hof der Invalidenstraße 43 sichtbar sind: nutzlose Mauerreste, aus denen so mancher Baum und diverse Sträucher ragen, versteht man vielleicht die Dimension einer Instandsetzung, die die Universität nach heutigem Geldfluß für solcherlei Arbeiten noch zwanzig bis fünfundzwanzig Jahre beschäftigen müßte, gäbe es nicht die Hoffnung auf zusätzliche Mittel im Jahre 97, die zu einer Verkürzung auf rund zehn Jahre führen

könnte.

Doch auch zehn Jahre sind eine lange Zeit, die einen heutigen Studenten überdauern wird. Das bedeutet Provisorium und Spannung noch für viele Jahre beim Gang auf eine bisher unbekannte Toilette. Was wird mich erwarten? Stehender Uringeruch, abenteuerliche Beckensitze (Wo ist nur mein Desinfektionsmittel?), fließend kaltes Wasser und der obligate, nicht funktionierende Heißlufttrockner sozialistischer Provenienz mit der blinden oder schon abgefallenen Scherbe Spiegel? Oder doch schon den mittlerweile eingeübten Weststandard mit automatischem Spülen nach jedem Geschäft, dem innig geliebten Flüssigseifenspender, dem wohligh warmen Wasser und dem kraftvoll aufsaugenden Abtrockpapier...

Der Wind der Veränderung haucht nur verhalten über die weit verstreuten Gebäude der Universität in Berlins Mitte und dennoch haucht er stetig. Nun, da man überhaupt erst weiß, welche Raum-

kapazität man hat, wo also noch verborgene Raumquadratmeter-Schätze lagerten, welche Gebäude auf ewig für die Universität verloren sein werden (große Teile der Kaserne z.B.) und inwieweit man sich einmieten konnte in fremdes Raumterrain (demnächst auch in ein Gebäude, das erst noch gebaut werden wird auf der Fläche der Hochgarage des ehemaligen Hotels Metropol), jetzt erst weiß man die einzelnen Baumaßnahmen in den richtigen Zusammenhang einzuordnen. Und so wird es keine punktuellen Luxussanierungen mehr geben, auch nicht im sanitären Bereich, sondern nur noch wohlgeplante Gesamtrenovierungen stehen im Vordergrund, vielfach mit einer zweijährigen Vorplanung im investiven Bereich, des Bundes wegen. 10 Millionen DM stehen dafür zur Verfügung, die Hälfte kommt aus Bonn. Während zur Zeit die Kommode im Umbau begriffen ist, werden es die Kaserne Haus 10 und die

Fortsetzung auf Seite 26



Eine kleine Ballade von dem Mäuslein, das in Villons Zelle Junge bekam

Es schwamm der Mond in mein Gemach hinein,
weil er da draußen so allein
bei den entlaubten Bäumen stand.
Ich habe ihm ein Kissen hingerückt,
damit er ruhen konnte, und er tats beglückt
sich untern Kopf. Ich legte ihm die Hand
schnell auf die Augen, und da schlief er auch.
Mich aber plagte schlechte Luft im Bauch.

Sie plagte mich, bis eine Uhr schon zwölfte schlug.
Da hatte ich verdammt genug
und ließ sie ab, die Luft. Davon ist zwar
der Mond nicht aufgewacht, doch in dem Fenstereck
die Mausefrau. Sie hat im ersten Schreck
geboren, was noch gar nicht gar nicht fällig war.
Die kleinen rosa Schnauzen piepsten da so nett,
daß ich sie zu mir nahm ins warme Bett.

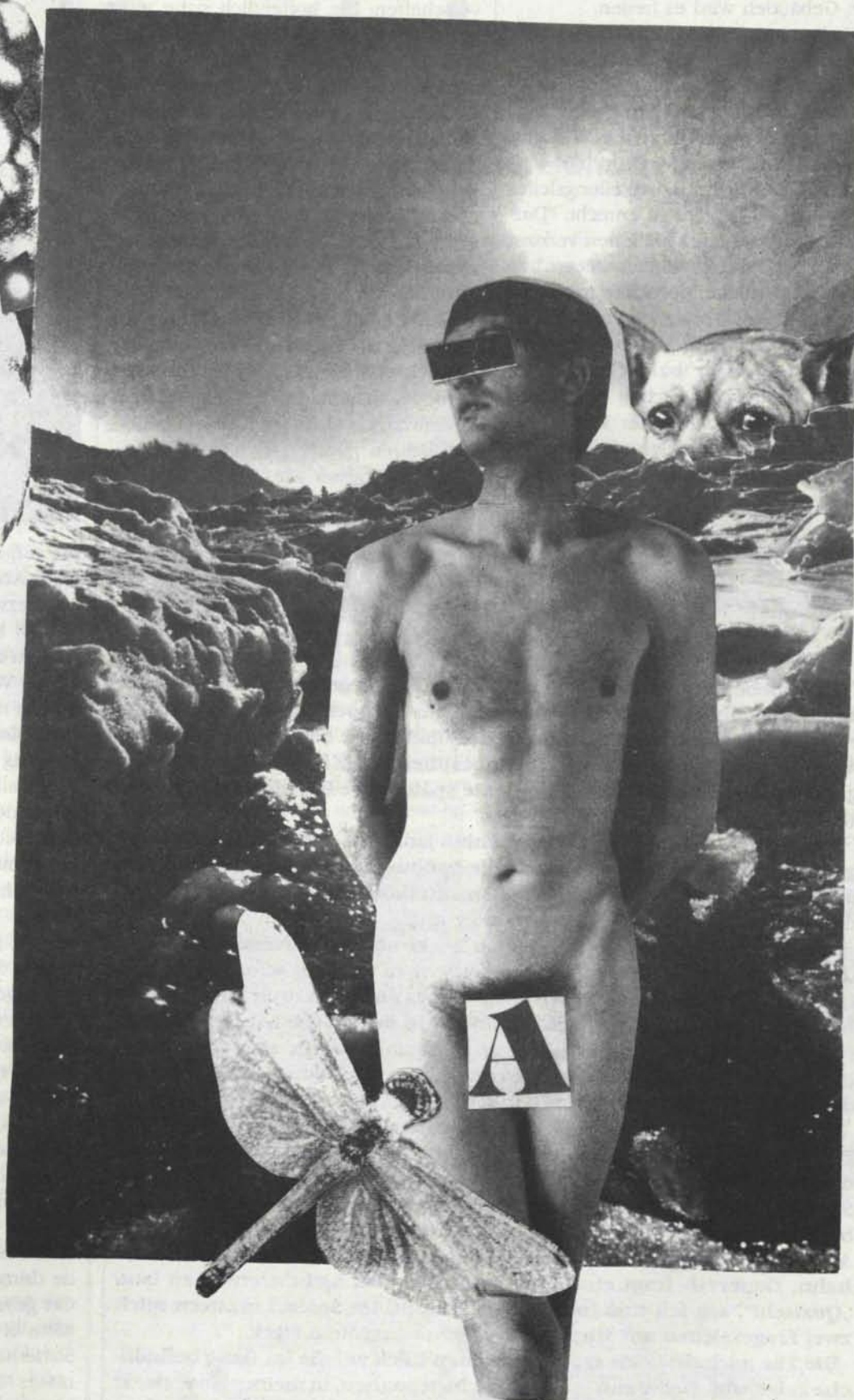
Mein Gott, die lütten Dinger, noch ganz nackt
und blind: Wie hat das Elend mich gepackt!
Ich glaub, daß mir was Nasses in die Augen kam.
Dabei hat manches Mädchen schon von mir
ein Kind gekriegt und starb vor Scham.
Die armen Würmer aber kuschten sich
in meine Hand, als ware ich ihr Vater Mause rich.

Zuletzt war auch die Mausefrau so zahm
geworden, daß sie schwänzelnd zu mir kam.
Die schwarzen Augen glänzten froh und groß
in mein Gesicht hinein.
Und plötzlich war ich auch so mauseklein
wie dieses Tier und nahm es in den Schoß.
Ich habe wohl die ganze Nacht mit ihr verbracht
und an kein andres Weib dabei gedacht.

Nachgedanken:

Im milden Licht der Winternacht
hab ich mich zu den Mäusen aufgemacht.
Du aber fragst, warum denn nur?
Hör zu, es ist kein Tier so klein,
das nicht von dir ein Bruder könnte sein.

Francois Villon
Nachgedichtet von Paul Zech



Fortsetzung von Seite 23

Universitätsstr. 3b im nächsten Jahr sein. Auch die Burgstr. 26 wird instandgesetzt. Im 97er Jahr dann auch die Clara-Zetkin-Str. 26/28. Die Toilettengänger in diesen Gebäuden wird es freuen.

Die Bauunterhaltungsmaßnahmen, die immerhin 30 Millionen DM im Jahr verschlingen dürfen, verteilen sich demgegenüber auf über 190 Projekte. Kleinteiliges Tun regiert und die Wirkung verschwindet fast im Meer der notwendigen Maßnahmen. Bauabteilungsleiter Schwalgin klagt nicht zu unrecht: "Daß im Hauptgebäude 25 Millionen verbaut worden sind, merkt einfach keiner."

Was die Toilettenbesucher naturwissenschaftlicher Provenienz betrifft, so dürfen sie ja langfristig ihre stillen Orte, womöglich sogar bald (Baubeginn 1997?), in Adlershof suchen. Mag ihnen dort dann auch moderner Luxus entgegenschlagen - werden sie nicht die Spannung vermissen, das Abenteuer, das

ihnen noch heute geboten wird?

Breitet sich Unbehagen aus in unseren Körpern, mögen wir schier zerplatzen, beherrscht uns der Darm oder die Blase für Augenblicke ganz, kennen wir nur das eine Ziel, uns Erleichterung zu verschaffen: die hoffentlich nahe universitäre Toilette. Hat man sie gefunden und tritt hinein, kennt man dann nur noch die Suche nach einem eigenen Beckensitz oder einem ausreichenden, genügend Abstand gewährenden Stellplatz. Doch ist der erste Druck verfliegen, beginnt man sich umzuschauen und registriert die Feinheiten des Ambiente, das sich einem darbietet. Und wenn auch die hiesige Universität mittlerweile keine Plätze mehr kennt, in denen das dringendste Bedürfnis im Angesicht trocknender Exkremente mit Schreck verfliegt, so gibt es durchaus herbe Etablissements. Will man solchen Erlebnismöglichkeiten wirklich den Rücken kehren?

Daß alles besser wird, nämlich saube-



rer, aufgeräumter und mit allen funktionalen Accessoires ausgestattet, wird keiner bezweifeln können. Doch handelt es sich bei den Veränderungen immer nur um die materiellen Gegebenheiten: keine Verstopfungen oder Leitungsbrüche mehr, keine Sorge mehr um ein hygienisches Händewaschen. Was den Umgang mit dem Gegebenen betrifft, so bleibt alles abhängig von den Bediensteten der Universität, den Professoren, den Studenten, die mit den Toiletten leben müssen. Daß da nicht immer die häusliche Sorgfalt regiert, kann jeder sehen. Daß jedoch Privilegien, gar Sonderklos Einzug halten, davor bewahre man diese Universität. (Hat es sie früher gegeben?)

Als der japanische Kaiser mit seiner Frau die Humboldt-Universität besuchte und ein unüberschaubarer Troß von Sicherheitsleuten die beiden begleitete, ward es, daß ein Redaktionsmitglied in dringenden Angelegenheiten durch die Universität eilte. Plötzlich sprachen ihn zwei Bundesgrenzschutzbeamte an: "Sie können hier nicht auf die Toilette, die Frau des japanischen Kaisers muß gerade dringend!" Hätte er den dringenden Ort gesucht, was nicht der Fall war, so hätte er sich wohl vor den Augen der Sicherheitsgesandtschaft seines Bedürfnisses entledigen müssen. So jedoch blieb die Universität sauber.

Westflügel, 3. Stockwerk

Oh - soeben trafen sich unsere Blicke. Im Spiegel natürlich und nur einen Augenblick lang. Sie bemalt sich ihre Lippen auffallend rot. Ich registriere es und verschwinde in den Raum mit den vielen Türchen. Ausgerechnet das kommt der Lippenbestiftelten auf hohen Schuhen zeitgleich in den Sinn, und zwei Momente später sitze ich hinter der einen, sie hinter der anderen Tür.

Nebenan raschelt es. Ein Reißverschluß jault. Ich polke an meinen Fingernägeln und hoffe, daß endlich die Spülung von eins weiter rauscht, damit ich dabei schnell und für nebenan unhörbar das Notwendige erledigen kann. Es ist aber auch verdammt still!

Damit habe ich nicht gerechnet. Ich hocke auf der universitären Brille und - kann nicht. Die Gewißheit, belauscht zu werden, schnürt mir den Darm zu. Bis zur nächsten Vorlesung sind es nur noch dreieinhalb Minuten. Nebenan knistert was. Ich frohlocke. In der Tasche hab' ich für den Fall der Langeweile immer ein paar Orangenbonbons, aber im Zusammenhang mit dem Geruch, der nun plötzlich den Raum durchschwebt, darf ich gar nicht an Bonbons denken, das ist unvereinbar.

Ich bin jetzt mit mir darüber einig geworden, daß mein Bedürfnis nach Entspannung auch bis nach der Vorlesung Zeit hat. Daran ändert selbst die lärmschlagende Spülung nebenan nichts - es ist vorbei mit dieser Sitzung. Mit hängenden Schultern verlasse ich die hiesige Stätte. Am Waschbecken steht eine und prüft bordeauxfarbenen Lippenstift in käsigem Antlitz. Mit nettem Lächeln drängel ich meine Hände unter den Wasserhahn. Genervt? - fragt eine innere Stimme und kichert etwas zu laut. „Quatsch!“, sag ich und hau mir auf'n Kopf. Im Spiegel mustern mich zwei Fragezeichen mit Stirnfalte und bordeauxrotem Fleck.

Die Tür nach draußen eröffnet mir den Blick auf die im Gang befindliche Zeigeruhr. Vorlesung hat noch nicht begonnen, in meiner Hose steckt übrigens ein verschwitzter, arbeitsloser Lippenstift, und irgendwie... freu ich mich auf Zuhause.

HeLe

Ulli

Einmal von Berlin nach Bangkok

Eine Reise durch die Berliner Kanalisation

Oben scheint die Sonne. Hektisch hasten Fußgänger durch die Straßen, während Autos dicht an dicht vorbeibrausen. In einem nahegelegenen Park sitzt eine alte Frau auf einer Bank und genießt das schöne Wetter. Die Vögel zwitschern, und vom Spielplatz hört man das Schreien spielender Kinder. Etwas weiter unten, im System der Berliner Abwasserkanäle, bekommt man von alledem nichts mit: Hier hört man nur das stetige und gleichmäßige Rauschen des Wassers, das mit großem Getöse durch Kanäle und Rohre fließt. Zwischen 650.000 bis 700.000 Kubikmeter Abwasser suchen täglich ihren Weg durch die Berliner Unterwelt. Kreuz und quer unter der Stadt hindurch wird die schmutzige Brühe geleitet und muß dabei einen ziemlich langen Weg zurücklegen. Insgesamt 8400 km Abwasserkanäle besitzt die Stadt Berlin. Wer das gesamte Abwassernetz einmal durchwandern wollte, der müßte dieselbe Strecke wie von Berlin nach Bangkok zurücklegen, oder in anderen Worten ausgedrückt: der müßte 14 mal zwischen Hamburg und München hin- und hergehen. Angesichts solcher Strecken, der daraus folgenden schmerzenden Füße und des enormen Zeitaufwands, wird sich wohl kaum einer tatsächlich auf eine Entdeckungsreise durch alle Berliner Abwasserkanäle machen. Doch selbst wenn man es wollte, so stöße man letztendlich auf unüberwindbare Hindernisse: denn sind auch die größten Kanäle über 4 m hoch, so haben die kleinsten einen Durchmesser von nur 15 cm, und sind somit Hoheitsgebiet der Berliner Kanalratten.

Also keine Reise zur Entdeckung der feucht-dunklen Berliner Unterwelt, die vor einigen Jahren noch den Weg in einen anderen Staat hätte bedeuten können. Denn wie sollte man es auch anders lösen können: während sich oben

die Stadt in zwei Gebiete teilte, blieb unten alles beim Alten. Ungehindert und ohne jegliche Kontrolle konnte all das, was durch die Kloschüssel oder den Abfluß geschickt wurde, von Ost nach West und von West nach Ost passieren, bis die Reise dann schließlich in einem der Klärwerke jäh endete. Doch so abenteuerlich, wie es sich anhört war es dann letztendlich nicht. Gitter und Absperrungen verschlossen mögliche Fluchtwege. Da fast alle der acht Berliner Klärwerke außerhalb der Stadt liegen, wusch der Osten jahrelang das schmutzige Wasser des Westens und wurde dafür bezahlt.

Natürlich kostet auch heute noch die Entsorgung des Abwassers, und die zahlt der Verbraucher direkt an die BEWAG. Ein Kubikmeter schmutzigen Wassers kostet im Osten 4 und im Westen 4,50 DM. Eine Information, die vielleicht wünschenswerterweise manchen zum Wassersparen animieren wird. Denn haben auch Aufrufe zum Wassersparen,

neue, ökologischere Haushaltsgeräte und wassersparendere Herstellungsverfahren in der Industrie den Trinkwasserverbrauch zurückgehen lassen, so ist das zur Verfügung stehende Trinkwasser nach Angaben der BEWAG dennoch knapp.

Den Komfort des fließenden Wassers können die Berliner erst seit etwa 150 Jahren genießen. 1852 schloß die preußische Regierung einen Vertrag mit zwei englischen Unternehmern über die Versorgung der Stadt mit fließend Wasser ab. Vier Jahre später wurde das erste Wasserwerk der Waterworks Company vor dem Stralauer Tor in Betrieb genommen. Berlin, das damals im wesentlichen aus dem heutigen Bezirk Mitte bestand, bekam das Wasser jetzt bequem durch Rohre geliefert, was natürlich den Wasserverbrauch steigerte. Die damalige „Abwasserentsorgung“ konnte die gesteigerten Mengen nicht mehr abführen.



Ständig waren die Abwasserkanäle, 50 bis 60 cm tiefe offene Rinnsteine, die das Wasser direkt aus den Häusern und Höfen in die Spree beförderten, verstopft. Fauliger Geruch und schlammige Straßen dürften damals das Stadtbild in vielen Teilen Berlins bestimmt haben, und lassen darauf schließen, was die Redewendung „in der Gosse landen“ früher einmal bedeutet haben mag. Ein Mediziner, nämlich Rudolf Virchow, kam im Jahre 1967 auf die Idee, die Abwässer auf die Felder vor der Stadt zu pumpen und dort zu verrieseln. Diese Methode, bei der die Fäkalien gleichmäßig auf Getreide und Gemüse verteilt wurden, hielt sich verständlicherweise nicht lange, und so lief das schmutzige Was-

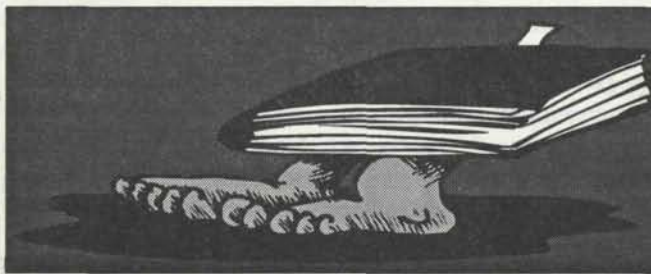
ser schon zehn Jahre später durch die erste Entwässerungsanlage, die später dann erweitert wurde, und deren Größe natürlich nicht mit der heutigen zu vergleichen ist. Auch heute noch wird das System erweitert und verbessert. Neben der Versorgung von einigen noch nicht an die Kanalisation angeschlossenen Stadtgebieten, wie etwa Zehlendorf oder Pankow, fallen natürlich auch ständig Ausbesserungsarbeiten an. Allein bis zum Jahre 2000 sollen Investitionen mit einem Kostenaufwand von ca. 10 Mrd. DM durchgeführt werden.

Wer Lust hat, einmal selber die Nase in Berlins Kanalsystem zu stecken, der kann sich beim Museum im Wasserwerk nach Füh-

rungen erkundigen. Von Mittwoch bis Sonntag kann man dort auch eine Ausstellung über die Trinkwasserversorgung sowie über Geschichte und Zustand des Berliner Abwassersystems sehen. Einige in den Kläranlagen aus dem Wasser gefischte Fundstücke geben auch Aufschluß darüber, was man so alles in der Kanalisation von Unterhosen bis hin zu Schmuckstücken und Reisepässen finden kann.

MaS

Museum im Wasserwerk,
Müggelseedamm 307, Berlin-Friedrichshagen, Tel: 60037746, Öffnungszeiten:
Mi-Fr 10-16 Uhr, Sa und So 10-17 Uhr



Buchtip

Die gescheiterte Revolution

oder Nehmen Sie's mit Christo?

Ein weiteres Buch ist auf dem endlos anschwellenden Markt neuer historischer Literatur über die Geschichte der DDR erschienen, vorgelegt von den „unabhängigen (Humboldt)-Historikern“ Wolle, Mitter und Kowalczyk.

Das Thema, die Rebellion vom 17. Juni 1953, wirkt reichlich spannend, im Angesicht der zugänglichen Aktenberge und der bisherigen Deutungen des Datums unter den Etablierten in Ost und West. Die grundsätzlichen Thesen des Buches werden bei denen, die sich mit der Materie beschäftigen, als neue Provokationen aufgenommen werden.

Die Lager der zerstrittenen Zeithistoriker können sich wieder in Frontstellung bringen und erneut gegeneinander polemisieren. Erstes Säbelrasseln ist in den einschlägigen Journalen schon zu vernehmen, und ein altes, aber immer wieder aufführbares Theaterstück wird sich wiederholen. Auch das Ende kennt man schon, denn noch ist die Frage der Autoren aus der vergangenen Spielzeit nicht verdaut, wem denn nun die DDR-Geschichte eigentlich gehört.

Versöhnung muß also noch ausgesetzt bleiben.

Die Farce (derbkomisches Lustspiel) wird unentschieden ausgehen, wie meistens in diesem Metier. Die einen werden schreien und das Buch als den praktizierten Beweis darstellen, daß man mit der bloßen Übernahme der Befunde von „Herrschaftsakten“ zu schrecklichen Fehlurteilen komme. Die angegriffene Seite darf sich wiederum fragen, welche Verwirrung viele ihrer Zunftbrüder befallen habe, daß sie des Historikers wertvollstes Stück, nämlich Akten, seit der Öffnung der quälenden ostdeutschen Hinterlassenschaften nun plötzlich zu sekundierenden Hilfsmitteln abqualifizieren. Der Vorhang zum Vergangenheitshimmel ist ein weiteres Mal aufgezogen und wir dürfen spannungsvoll der Inszenierung folgen.

Damit hätte das Buch fast schon seinen Zweck erfüllt, zählt doch das Wahrgenommenwerden als der halbe Erfolg. Oder verdient der vorliegende Band mehr Aufmerksamkeit?

Löblich ist in jedem Fall, daß für die

Bewertung der Ereignisse im Juni 1953 ein größerer innenpolitischer Zusammenhang hergestellt wird; nämlich zwischen der zweiten Parteikonferenz 1952 und dem IV. Parteitag vom April 1954. Doch hat man schon hier den Eindruck, als hetzten die Autoren durch das Geschehen der Jahre, ohne Rast zu machen um manch wertvolle (Akten-)Information vielseitiger zu beleuchten.

Ebenso ist die eingebrachte Sichtweise, die Wirkungen des 17. Juni unter den Schichten (Arbeiter, Bauern, Intelligenz) und politischen Handlungsträgern (SED, CDU, evangelische Kirche) der DDR-Gesellschaft zu untersuchen, wichtig und erbringt neue Detailkenntnis.

Die vorgelegten Ergebnisse der Arbeit lassen aber zumindest Zweifel aufkommen, was die Bewertung des Aufstandes angeht, da hierzu größtenteils „nur“ Dokumente aus den Archiven der SED und der Gewerkschaft zitiert werden. So verengt sich der Blick auf die Akten allzuleicht in Richtung der vorgefertigten Hypothesen.

Doch zwischen der Faktizität des

Dokumentenmaterials und der eigenen Meinungsbildung haben wissenschaftliche Methoden eigentlich zu filtern, was zur Zeit der Erstellung der Dokumente zweckgerichtet geschrieben und später vom Wissenschaftler für die Erarbeitung von Arbeitsthesen zweckgerichtet gedacht wird. Ohne dem Buch die Illustrativität in der Darstellung der Ereignisse absprechen zu können, scheint hier ein grundsätzliches Problem zu liegen: die unzureichende Diskrepanz zwischen einigen aufgestellten Thesen und ihrer in den Dokumenten aufgefundenen scheinbaren Bestätigung.



Nehmen wir zum Beispiel die Vermutung, der 17. Juni sei eine gescheiterte Revolution gewesen. Nun kann man sich endlos streiten, was unter einer Revolution zu verstehen sei. Folgt man den Autoren, scheinen die Forderungen nach Abschaffung der SED und sofortiger Wiedervereinigung mit der Bundesrepublik den Ereignissen des Juni 1953 schon den Stempel des Revolutionären zu tragen. Mehr wird qualitativ leider nicht ausgeführt und auch die einzelnen Kapitel warten kaum mit zusätzlichen Argumenten auf. Zwar fügt sich innerhalb der Grundannahme das Ganze logisch zusammen und lassen die meisten Beiträge den Leser auch die Atmosphäre jener Zeit eindrücklich nacherleben, doch daß die These von der gescheiterten Revolution bewiesen worden wäre, kann man nach der Lektüre auch nicht so recht behaupten.

Nun wissen wir ja seit 1989 um den inflationären Gebrauch dieses Begriffes. Auch lassen sich gescheiterte Revolutionen meistens leichter als Revolutionen

bezeichnen als die erfolgreichen. Mir scheint in dem vorgelegten Band wohl eher die Absicht verfolgt worden zu sein, daß mit dem befreienden und revolutionsromantischen Blick von 1989 nunmehr der Juni-Aufstand von 1953 auch einer Neubewertung unterzogen werden müsse.

Ähnlich verhält es sich mit der These, der 17. Juni 1953 habe die „innere Staatsgründung der DDR“ bewirkt. Nun kann man nicht sagen, die dahinter stehende Überlegung sei wirklich neu, denn unbestreitbar hat sich die instabile „mauerfreie“ DDR des Jahres 1953 mit der Hilfe

der Besatzungsmacht zumindest teils stabilisiert und ihre innerstaatlichen Sanktionierungsmechanismen kräftig weiterentwickelt.

Doch was meint man eigentlich mit „innerer Staatsgründung“? Die Kommunikation zwischen Leser und Autor ist eindeutig verletzt, wenn man vergeblich nach den Ausführungen sucht, die diesen Begriff erklären. Bedenklich wird es gar, wenn in einer Anmerkung zu erfahren ist, daß dieser Terminus in einem *demnächst* erscheinenden Buch erläutert werden soll. Wissenschaft als Fortsetzungsroman oder Endlosserie! Eigentlich ganz praktisch, stachelt es uns schon zum nächsten Bildungserlebnis an und steigert den Umsatz des Verlages, wenn man den Nachfolgebildung gleich mitbestellen muß, um den ersten auch richtig zu verstehen. Dann muß der Leser nur noch wissenschaftssüchtig werden: und der Mechanismus funktioniert.

Wenn man einem Staat die „innere Gründung“ bescheinigen will, sind dafür ganz unterschiedliche Phänomene zu berücksichtigen. So ist dies u.a. auch ein

organisationspolitisches Problem, ein finanzpolitisches oder ein Eliteproblem, ebenso wie die Frage, ob und wann sich der einzelne Bürger mit dem Staat subjektiv zu identifizieren beginnt. Gerade hierzu vergibt sich der Band viel, wenn er die Wahrnehmung des 17. Juni in den sozialen Schichten der DDR-Gesellschaft nur aus den Akten der Archive heraus rekonstruiert. Dadurch wird der Eindruck erweckt, man könne den „Akt innerer Staatsgründung“ lediglich auf die Ausdifferenzierung des Macht- und Disziplinierungsapparates reduzieren, wofür in der Folgezeit des Juni 1953 umfangreiche staatsrechtliche Maßnahmen ergriffen worden wären. Dabei wird unterschlagen, daß die große Streuung der politischen Einzelmaßnahmen von 1952 (Verwaltungsreform) bis zum Erlass verschiedener Gesetze in den 60er Jahren, die den staatlichen Aufbau der DDR veränderten, nicht alle mit dem Aufstand an sich in Verbindung gebracht werden können.

Bluthochdruck wird die These der „Nazifizierung der SED“ infolge der 53er Geschehnisse bei all jenen erzeugen, die den Diktaturenvergleich für angelegte Geschichtsverharmlosung halten. Doch, selbst wenn gegen einen Tabubruch zunächst das Wort erhoben werden sollte, so sind die genannten Zahlen eindeutig und müssen bei so manchen Geschichtsdeutern peinliche Stille aufkommen lassen. Machen es die nackten Zahlen und angedeuteten Rekonstruktionsmuster aber schon möglich, von einer „Nazifizierung“ zu sprechen, wo eine „Entnazifizierung“ einige Jahre zuvor stattgefunden hatte?

Die stalinistischen Phänomene der SED haben andere Wurzeln, und eine zusätzliche diktatorische Energie durch diesen „personellen Nazifizierungsschub“ ausmachen zu können, scheint sehr fraglich.

Der vorliegende Band wird die grundsätzlichen Einschätzungen zum 17. Juni 1953 nicht erschüttern, wohl aber kann er zur Überprüfung bestehender Interpretationsmuster beitragen.

Es ist eben wie mit Christo und der Verhüllung: Diejenigen, die vorher schon für das Reichstagsprojekt waren, sind erwartungsgemäß begeistert. Die anderen, die sich fragen, was der Spuk eigentlich soll, lassen sich auch durch das ansichtige Objekt kaum freundlicher stimmen. Ähnlich wird es wohl auch mit dem vorgelegten Buch ausgehen.

Sven Vollrath

Volksbühne küßt Prater wach

Am 5. Mai eröffnete der Pratergarten wieder seine Pforten

Noch scheint sich im Prater nichts zu regen. Unscheinbar sieht das Gebäude in der Kastanienallee aus, und wer hier vorrübergeht, der ahnt nicht, daß sich hier einmal eines der größten Vergnügungsstätten des gesamten Berliner Norden befand. Nur wer auf die Straßenbahn wartend an der gegenüberliegenden Haltestelle steht und so in gewisser Muße die Blicke schweifen läßt, wirft vielleicht einen auf das etwas einsam und verlassen wirkende Gebäude. Zwei große Gitter verhindern den Zugang in den Garten. Ein Schild „Betreten verboten“ wandelt den Eindruck,

hier nicht unbedingt willkommen zu sein, in vollkommene Sicherheit um. Und so wagt man schon garnicht mehr den Versuch, durch die einzige Tür von der Straße ins Gebäude zu gelangen. Die andere, etwas größere ist sowieso zugemauert. Mit großen Steinen hat sich der Maurer an sein Werk gemacht und läßt keine Zweifel, daß es ihm hier weniger um die ästhetische, sondern einfach um die funktionelle Wirkung ging. „Insel Rügen wird jeden Tag kleiner“ steht dort in großen, schwarzen Lettern, so ganz in Castorf'scher Manier. Mit dem großen leuchtendem Emblem der Volks-

bühne ein Hinweis darauf, daß sich hier seit einiger Zeit wieder etwas bewegt.

„1992 versinkt der Garten des Praters in einen unfreiwilligen Dornröschenschlaf“, schreibt die Volksbühne, und drei Jahre später kommt dieselbe und küßt ihn wieder wach. Unter der Leitung von Lukas Langhoff soll hier wieder ein Veranstaltungsort entstehen; mit Theater, Konzerten, Lesungen, Kneipenbetrieb... kurz: ein richtiger Kieztreff, wie er es in früheren Zeiten schon einmal war.

1831 wurde der Prater zum ersten Mal als ein Ausflugsziel „ins Jrüne“ erwähnt.



Familien zogen mit Kind und Kegel aus dem grauen und dunklen Berlin, das mit der einsetzenden Industrialisierung eine explodierende Bevölkerungszahl erlebte, hinaus vor die ehemaligen Tore der Stadt, um sich dort bei Musik und Tanz die Zeit zu vertreiben. Dreißig Jahre später wurde das Vergnügungslokal mit einer Sommerbühne erweitert. Seitdem fanden dort Darbietungen aller Art von Artistik und Gauklern bis hin zu Lustspielen und Operetten statt. Der Prater, dessen Namen, wie sollte es anders sein, vom legendären Wiener Prater, abgeleitet wurde, stellte nicht nur einen Vergnügungsort dar, sondern hatte auch eine wichtige soziale Funktion inne. Wegen der relativ niedrigen Preise und dem vielfältigen Angebot wurde er zu einem beliebten Anlaufpunkt für verschiedenste Leute vom jungen Arbeiter bis hin zu ganzen Großfamilien. Im Zuge der voranschreitenden Bebauung, in der sich wie heute Mietshaus an Mietshaus aneinanderreihen, war der Prater, nun umgeben von hohen Brandmauern eine grüne Oase, in der man sich an freien Tagen zusammen vom Arbeitsstreß erholen konnte. Doch war der Prater auch politischer Treffpunkt. Der Prater befindet sich in einem der damaligen größten Arbeiterbezirke Berlins, im Prenzlauer Berg, und schon 1871 fanden dort erste Arbeiterversammlungen statt.

1906 erhielt der Prater sein heutiges Erscheinungsbild. Zehn Jahre später wurde dann das Programm komplett: Ein Kino zog in die neuen Räumlichkeiten, dessen Betreiber, die Berliner-Kino-Betrieb GmbH 1932, Generalpächter wurde. Nach dem zweiten Weltkrieg diente der Prater als Lazarett, doch begannen bereits im Sommer 1945 die ersten Veranstaltungen im Pratergarten. 1946 zog dann die Volksbühne vorübergehen dort ein. Eine Begegnung, die diese wohl nicht so schnell vergessen konnte, wie sich heute zeigt. 1967 wurde der Prater dann zum „Kreiskulturhaus im Stadtbezirk Prenzlauer Berg“ ernannt.

Am 5. Mai weihte die Volksbühne ihre Neuerobierung mit einer „Freiluftgesamtkunst-Lesung“ ein. Gelesen hatte Peter Wawerzinek aus seinem in Berlin spielenden Roman „Moppel Schappiks Tätowierungen“. Ihm lauschte die „Zuhören-Üben-Gruppe“, während andere durch den Garten spazieren gingen, verfolgt von den Worten des Autors, die aus überall versteckten Lautsprechern er-

klangen, und selbst noch die Toiletten beschallten. Für die musikalische Begleitung sorgte der „Gospel-Chor Prenzlauer Berg“, der mit gewollt schräg und unstimmig klingenden Tönen eher den Eindruck einer sich einmal wöchentlich treffender Laiengruppe, als den professioneller Schauspieler vermittelte. Eine Anspielung auf die Hobbymalkurse und Häkelabende zu DDR-Zeiten?

Ähnlich soll das Programm in dem noch wenig einladend aussehenden Pratergarten auch in nächster Zukunft weitergehen. Für Ende Juni ist ein „Pratergartenspektakel“ von verschiedenen Regisseuren, unter anderem Frank Castorf, Lukas Langhoff und Hans Kresnik, geplant. „Fehler des Todes“ heißt die Inszenierung von mehreren kurzen russischen Dramen, bei deren Darbietung „Bier, Rostbratwürstchen und die Bolschewistische Kur-Kapelle“ versprochen werden.

Im September dann soll auch die Hauptbühne genutzt werden können. Lukas Langhoff stellt für das erste Programm eine Wiederaufnahme der Kresnik Produktion „Familiendialog“ in Aussicht. Ferner werden hier auch junge und (noch?) unbekannte Regisseure aus Berlin, Cottbus und Dresden vorgestellt. Das absolute Highlight scheint aber die erste Berliner Theater-Soap-Opera zu werden. Jeden Freitag soll Premiere sein, und das Wochenende über gespielt werden. Schon einmal verbanden sich im Prater die beiden verschiedenen Kunstformen Theater und Film. Kurz nach der Einrichtung eines Kinos mußte die damalige Leiterin Martha Kolbo feststellen, daß das Kinogeschäft nicht ganz so gut lief, wie sie sich vorgestellt hatte. Kurzerhand entschloß sie, Kino und Bühnenschau zu kombinieren. Filme und Varieténummern lösten sich ab, und den damals noch stummen Bildern wurde etwas lebendiges zur Seite gestellt. In den Neunzigern ist es nun kein Varieté mehr, das hier für Unterhaltung sorgen wird, sondern zeitgenössischer Science Fiction, dessen Protagonisten ein Commander und seine geklonte Assistentin sind, die mit einem Raumschiff abhauen. Und: „Um die Presse vollends zu verwirren“, gibt Langhoff an, „soll immer ein Überraschungsgast auftreten. Walter Momper oder Katharina Witt oder so.“

MaS

Morgenduft, Rabattenzeit

ein Fortsetzungsroman

4. Fortsetzung

Das Mädchen war wie aus einem watteweichen Traum gerissen. Vom harten Griff des Vaters schmerzte das Handgelenk. Verzweiflung und Wut schnürten ihr die Kehle zu. Nein, mit keiner Träne wollte sie sich der Gewalt des Vaters ergeben. Sophie-Charlotte nahm alle Kraft zusammen, um ihre rebellierenden Leidenschaften zu beherrschen. Da fiel schon die Kutschentür hinter ihr ins Schloß. Der Kutscher, ein treuer Diener des Vaters, bedurfte keiner Anweisung. Ein heftiger Peitschenknall - und der Wagen preschte davon. Kreischend flatterten aus den Bäumen tausende Vögel auf und verdunkelten den Himmel.

Henrik stand wie erstarrt. Die Geliebte, kaum gewonnen, ward ihm entrisen und schwand in unerreichbare Ferne. Einsam blieb er zwischen Stiefmütterchen und Tränendem Herzen zurück.

*

Die Kutsche holperte durch den Wald. Vater und Tochter saßen sich gegenüber. Ihre Blicke waren in stummem Kampf verschmolzen. Endlich hielt es der alte von der Schlewitz nicht mehr aus und brach das Schweigen. „Du wirst ihn nie wieder sehen!“ Unerbittlich klang seine Stimme, er hatte endgültig entschieden. Doch Sophie-Charlotte war zu sehr die Tochter ihres Vaters, als daß sie jetzt aufgegeben hätte. „Sie werden mich nicht daran hindern können, Vater!“ Sie sprach die Worte mit einer Ruhe und Gewißheit, die sie selbst überraschte. Von der Schlewitz, Widerspruch nicht gewohnt, verschlug es die Sprache. Er suchte nach einer Antwort. Doch bevor er wieder reagieren konnte, erschütterte ein mächtiger Schlag das Gefährt ...

jk

Traumfabrik Universität



Überall wird gekürzt, gestrichen, gespart. Doch ein kleiner Kreis kämpft für Kultur an der HUB. Und hat Erfolg. Der zu Beginn dieses Semesters gegründete „Kinoclub an der HUB“ verfügt, anders als die meisten Unikinos, über modernste Technik. Ein neuer 35 mm Projektor und Dolby Stereo System garantieren höchsten Filmgenuß.

Nachdem im Wintersemester 94/95 Charleys Filmclub erstmals kein Kino an der Uni mehr anbot, bemühten sich Bernd S. und Philipp S. um eine Wiederbelebung dieser Tradition, nur diesmal unter studentischer Leitung.

Mit Hilfe einer Anschubfinanzierung vom RefRat, tragender technischer Unterstützung von Herrn Kochhan und der Teilnahme anderer Filmbegeisterter konnte am 11.04.95 als Premiere „Die unerträgliche Leichtigkeit des Seins“ über die Bühne gehen. Dieser ersten und bislang mit 200 Besuchern erfolgreichsten Vorstellung folgten seither wöchentlich weitere Streifen. Der von den Kinoclub Machern als bester Beitrag gewertete Film „Geh und Sieh“ von Klimow wurde mit lediglich 40 Besuchern vom Publikum eher verschmäht.

Trotzdem oder gerade wegen der ge-

ringen Popularität osteuropäischer Filme wollen sie innerhalb des Kinoclubs hierfür ein Forum schaffen. Geplant ist, diese Tendenz verstärkt im nächsten Semester durch Themen oder Regisseur gebundene Reihen einzubringen.

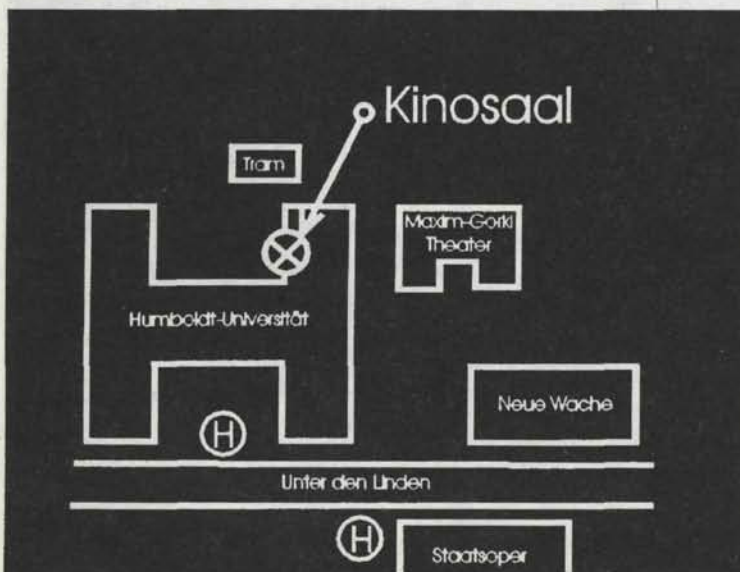
Hier mag nun der Eindruck entstehen, daß das Programm am Interesse und Geschmack des Publikums vorbei gemacht wird. Wie von den Veranstaltern aber glaubhaft versichert wurde, sind sie für Anregungen aus den Reihen der Zuschauer vor und nach den Vorstellungen äußerst dankbar und durchaus bereit, deren Wünsche zu berücksichtigen. Aber, so die Veranstalter weiter, die Leute sollten auch geneigt sein, sich etwas Neues und Ungewohntes anzusehen.

Mit diesem Konzept versucht es zur Zeit auch das kommerzieller orientierte Balázs, mit eher geringem Erfolg.

Aussichtsreicher erscheinen mir da schon die geplante Reihe mit alten DEFA Filmen, die mit „Anton dem Zauberer“ von Günter Reisch am 4.7. beginnt und im nächsten Semester fortgesetzt werden soll.

Der Kinoclub will aber nicht lediglich als ein weiteres Kino in Berlin verstanden werden, sondern sieht vor allem die Möglichkeit, einen Ort zu schaffen, an dem sich Studierende auch außerhalb der Vorlesungen treffen können. Und damit niemand verdurstet, gibt es zum Beispiel einen halben Liter Prager Bier für 2.50 DM oder 0,3 Liter Mineralwasser für eine Mark. Der eigentliche Anlaß, der Film, ist schon für 4 DM zu haben, wobei es vor jedem Hauptfilm noch einen thematisch ähnlichen Kurzfilm mit dazu gibt.

sw



4.7. Anton der Zauberer

Regie: Günter Reisch

Darsteller: Ulrich Thein, Barbara Dittus, Anna Dymna,
Totalvision Farbe 105 Minuten 1978

Anton Grubske, Automechaniker, entgeht 1945 mit List der Kriegsgefangenschaft. Er heiratet Liesel, die Tochter seines alten Lehrmeisters und übernimmt die Werkstatt. „Du bist Arbeiter, du mußt die Ausbeuter ausbeuten“, hatte ihm ein sowjetischer Sergeant gesagt. Anton schröpft die Großbauern, deponiert seine Trinkgeld-Millionen bei Sabine, der lustigen Witwe. Diese setzt sich in die Schweiz ab, Anton landet im Gefängnis... Eine handfeste Filmkomödie um Arbeit, Geld und Liebe.

Theaterkritik

Ui! -

Ein Hitler

Lebendes Theater auf der Müller-Bühne

Wenn man in einem ausverkauften Theater lange vor Vorstellungsbeginn an der Kasse wartet, hat man nach banger Spannung manchmal das Glück, die allerletzte Karte zu erstehen. Dann kann es passieren, daß man in der ersten Parkettloge einen von drei Polsterstühlen zugewiesen bekommt und einen Schauspielabend neben dem Sohn des Hauptdarstellers verbringt. Ist der Hauptheld noch jung und sein Sohn kaum älter als acht und sehr aufgeweckt, bahnt sich ein Abend der besonderen Art an.

Gegeben wird "Der aufhaltsame Aufstieg des Arturo Ui" und zum Auftakt springt Martin, der Papa, mit einem tierischen Satz in die Szene - als lechzendes Tier. Dann schlüpft er in seine menschliche Rolle. Sein Arturo Ui ist ein kleiner Verbrecher voller Komplexe und Unsicherheiten und er will Macht - eine lächerliche, eine gefährliche Mischung. Zunächst ist Arturo Ui der gewöhnliche, bemitleidenswert alltägliche Mörder, den niemand ernst nimmt. 40 Jahre ist er inzwischen und hat noch nichts erreicht. ("Er ist doch erst 32", kichert der Sohn des Hauptdarstellers und wundert sich amüsiert über den albernen Vater.) Zittern tut die Welt vor anderen. Das soll sich ändern. Die Welt ist schlecht und jeder Mensch hat irgendein Geheimnis, das ihn zwingen könnte, einem anderen einen Gefallen zu tun. Das weiß Arturo zu nutzen und klettert aus den Tiefen des U-Bahnschachtes in die Sphären der gehobenen Korruption. Die ehrenwerte Gesellschaft spielt sich zunehmend in bekannte Bilder, Szenen und

historische Klischees vom Aufstieg Hitlers. Heiner Müller bildet Fotomontagen von John Heartfield und die Schauspielerei der Inszenierung Hitler nach und stellt typische Müller-Montagen daneben: SS-Heino strippt sich im Klang des "Blauen Enzian" zur Breker-Statue. ("Eine peinliche Rolle" findet der Nachwuchs in der Loge.)

Der Schauspiellehrer des Ui ist kein geringerer als der 90jährige Bernhard Minetti - und selbst wenn man als junger Theaterbesucher ohne die nötige Ehrfurcht vor diesem Namen in das Stück ging, nach jener Szene ist man glücklich, diesen Mann auf der Bühne gesehen zu haben. Der Alte thront in

einem Sessel. Da keiner Shakespeare sehen will, bleibt dem Mimen nichts übrig, als Leute wie Ui zu empfangen und für die Macht zu trainieren. Wie geht man? Wie steht man? Und Sitzen ist das schwerste! Mit wenigen Anweisungen macht Minetti aus einem verklemmten Ganoven eine perfekte Hitler-Karikatur über deren banale Mittel und typische Züge man lacht. (Der Sohn lacht auch mit über seinen Vater, nur ist er nicht ganz sicher, warum: "Die denken ja alle, der ist verrückt." Als der frischgestylte Führer vor den Gemüsehändlern über den Menschen und den Karfiol-Handel deklamiert und schreit, freut sich der Junge befreit: "Ist das ein Blödsinn!")

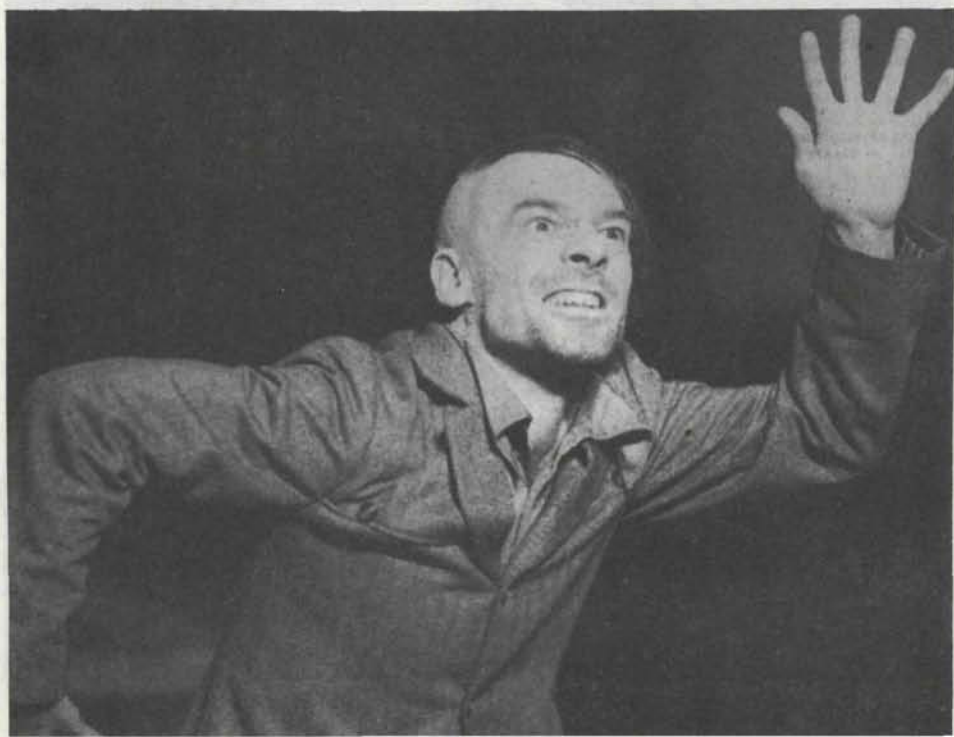
Ui mordet sich in immer größere Herrschaft, die Geschichte kennt man. Der Aufsteiger ist der Versager, der zum Arschloch wurde. Und der Junge im Publikum muß einen klaren Trennstrich zwischen der Wirklichkeit und dem Spektakel auf der Bühne ziehen, das ist nicht mehr Martin, der Papa, der Junge sucht auf der Bühne nur noch nach Arturo.

Pech für Euch, daß der Sohn des Hauptdarstellers das Stück schon gesehen hat. Die Wuttkes sind ein gutes Team. Aber auch ohne die Unterstützung des Sohnes ist Martin Wuttkes Arturo Ui überwältigend.

jk

"Der aufhaltsame Aufstieg des Arturo Ui"

im Berliner Ensemble am 30.06., 1., 2., 4., 5. und 6. 07., jeweils 19:30 Uhr. Stellt Euch ja früh nach Karten an!



Gesund auch ohne Krankenschein

Medizinische Versorgung von Obdachlosen

Berlin-Pankow, Wollank-Straße. Keine 100m entfernt vom Brachland des ehem. Mauerstreifens haben sich Brüder des Franziskaner-Ordens niedergelassen. Zur Straßenflucht hin fällt das "Kloster" überhaupt nicht auf im schon zu DDR-Zeiten eher gutbürgerlichen Viertel. Doch als die Franziskanerin Schwester Monika gleich nach der Wende die Schwachstellen im neuen System erkannte, und unter Mithilfe der Franziskaner auf deren Gelände eine Suppenküche für obdach- und mittellose Menschen eröffnete (die erste diesen Stils in Berlin), ahnten sie wohl nicht, daß sie damit nun jeden Tag um die Mittagszeit ein Stück Charme vom Bahnhof Zoo in das Stadtrandviertel holen, und es zu

einem wichtigen Zentrum der Wohnungslosen Berlins etablieren würden.

Heute essen hier täglich um die 300 Menschen kostenlos eine warme Mahlzeit (nach wie vor auf Spendenbasis!), und weitere Projekte kamen hinzu: Eine Strohlumen-Werkstatt ("Blumen für Brot"), deren Gewinn mit in die Suppenküche einfließt; Möglichkeiten zum Duschen, Wäschewaschen, und auch eine Kleiderkammer: der "Modésalon Wollankstraße".

Anonym und kostenlos

Seit Nov. '92 können die Räume nun noch eine Berlin-Neuheit beherbergen:

Die Caritas als Träger baute eine Wohnung aus zur medizinischen Ambulanz für das Projekt "Niedrigschwellige medizinische Versorgung von Wohnungslosen".

An zwei Tagen in der Woche kann hier jeder, der es wünscht, in Ruhe mit einer Ärztin sprechen, und sich in begrenztem Umfang auch behandeln lassen - und das alles ohne Krankenschein, anonym und kostenlos!

Zielgruppe sind vor allen Wohnungslose, die ohne Papiere bzw. geordnete Verhältnisse ja auch nicht an Sozialhilfe und Krankenkosten-Übernahme herankommen, oder einfach ohne Unterstützung nicht mehr in der Lage sind, ihre Angelegenheiten selbst zu ordnen. Aber auch Sozialhilfeempfänger, bei denen ein Haftbefehl vorliegt, und Ausländer ohne gesicherten Aufenthaltsstatus kommen zur Sprechstunde. Schließlich Kinder und Jugendliche, die den Kontakt zu ihren Eltern oder Erziehungsberechtigten abgebrochen haben.

Das Wartezimmer ist voller, als es sich so mancher niedergelassener Praktiker wünschen könnte. Trotzdem wird Jedem persönlich die Tür geöffnet von Bruder Peter - Sozialarbeiter mit dem Franziskaner-Kreuz um den Hals. Der schenkt dann auch erstmal Kaffee ein, und bei Schokoladenherzchen werden letzte Hemmschwellen abgebaut, erzählt und vor allem zugehört. - Obdachlose sind sehr einsame Menschen, denen ein funktionierendes Beziehungssystem oft verlorengegangen ist.

Sie kommen mit akuten Gesundheitsproblemen, die meist verschleppt sind: Mehr als die Hälfte der Patienten plagt sich mit dermatologischen Erkrankungen, meist vereiterten Wunden, die ihren Ursprung in Bagatel-Verletzungen oder massivem Kleiderlaus-Befall haben.

Atemwegserkrankungen und grippale

Umfrage unter Obdachlosen zum Thema: "Was macht ihr, wenn ihr krank werdet?"

HEINZ: "...Lieber gar nicht erst krank werden..."

PETER: "Mich hält nur noch der Schnaps am Leben und warm!"

MANNE: "Beim Arzt war ich schon lang nicht mehr - Denn bevor es nicht absolut lebensgefährlich ist, schickt uns doch jeder Arzt weg; ohne Schein!"

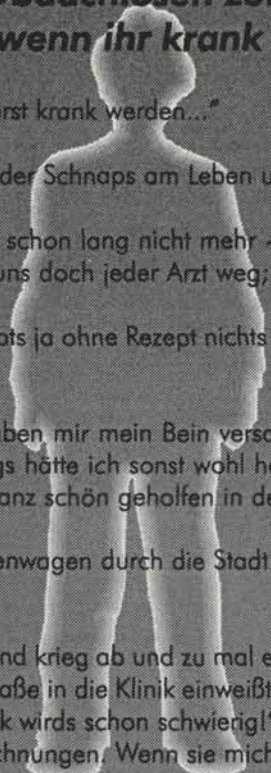
HORST: "In der Apotheke gibts ja ohne Rezept nichts zu kaufen - selbst, wenn man Kohle hat!"

RALPH: "Die scheiß Ärzte haben mir mein Bein versaut damals, als ich vom Baugerüst gefallen bin! Allerdings hätte ich sonst wohl heute gar kein Bein mehr... Die haben mir eigentlich doch ganz schön geholfen in der Klinik!"

HORST: "Wenn mehr Krankenwagen durch die Stadt fahren würden, müßten nicht so viele Leute erfrieren!"

PETER: "Ich bin Epileptiker, und krieg ab und zu mal einen Anfall. Wenn mich dann der Notfallwagen von der Straße in die Klinik einweist, behalten sie mich höchstens eine Nacht da - mit Frühstück wirds schon schwierig!"

Danach hagelts dann Arztrechnungen. Wenn sie mich damit mal ran kriegen, muß ich die ganzen Tagessätze im Knast absitzen..."



Infekte schwanken mit der Saison; und an dritter Stelle folgen Traumen infolge von Stürzen und zunehmend häufig auch Überfällen.

Internistische Erkrankungen sind seltener Anlaß der Konsultationen. Über Kreislauf- und Herzbeschwerden klagen vor allem jene, die seit Jahren auf der Straße leben - was ohne Alkohol kaum zu ertragen ist. Die Wenigsten geben eine Suchterkrankung als Grund zum Aufsuchen der Sprechstunde an; obwohl sehr oft begleitende Alkoholprobleme vorliegen. Aber eine Vertrauensbasis für Gespräche über die psychosoziale Situation stellt sich oft erst nach mehreren Konsultationen wegen einer somatischen Erkrankung ein. Zuerst müssen die sichtbaren Wunden weg...

Frust und Neuanfang

Mit diesem Anliegen treffen die Hilfesuchenden auf *Frau Dr. Lisa Rasch*, Initiatorin und Herz des Projektes. Ohne weißen Kittel und von eher zierlicher Statur; stellt doch niemand ihre Autorität in Frage. Freundlich, aber bestimmt, ruft sie die Namen auf und bittet die Patienten darum, die Warteliste selbst zu ordnen.

Bei Lisa kann man schnell zur Sache kommen - sie weiß bescheid über die Sorgen ihrer Patienten! Vor Jahren schon begann sie, direkt auf der Straße die Berber* zu besuchen, um ihnen mit ärztlichem Rat und dem Nötigsten beizustehen. Mit den Praxisräumen wurde nun ein Traum von ihr wahr. Sie hat Einiges gesehen an Schicksalen und schon so manchem Verzweifelten wieder einen Weg gebahnt zurück in eine menschenwürdige Existenz. Erschrocken ist sie über den dramatischen Anstieg der Betroffenen - oft aus vollkommen "Heiler Welt" heraus, und rasend schnell!

Doch der Frustration setzt sie neue Ideen entgegen: Man müßte mit einem "Kranken-Mobil" die Sprechstundenräume auch direkt an die Treffpunkte der Szene heranbringen...

Interview mit Fr. Dr. Lisa Rasch

Frau Dr. Rasch, vielleicht können Sie uns zuerst Ihren beruflichen Werdegang schildern?

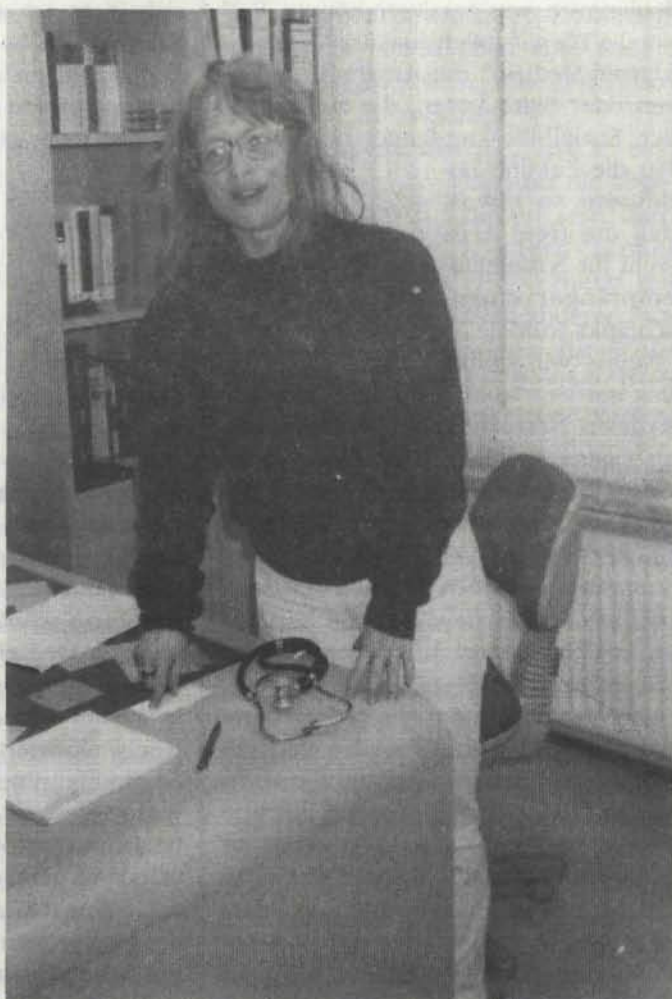
Lisa Rasch: Seit 1978 bin ich in Berlin;

kam damals zum Studieren an die FU. Nach dem Examen 1985 promovierte ich, und hab danach vor allem auf dem Gebiet der Dermatologie gearbeitet. 1992 wechselte ich zum Caritas-Verband, zunächst in Honorartätigkeit. Damals zog ich ja noch auf der Straße umher. Seit August '93 bin ich nun fest angestellt, allerdings nur halbtags. Das ergibt sich aus Finanzierungsschwierigkeiten, der Bedarf für eine volle Stelle wäre sicher da.

Worin sehen Sie denn Unterschiede zwischen 'normaler' kassenärztlicher Tätigkeit, und diesem 'Hinterhof des Gesundheitswesens'?

Es ist schon von daher völlig anders, daß die Betrachtung des Patienten gesamtheitlicher sein muß, das heißt: die psychosoziale Situation ist viel mehr einzubeziehen. Beispiel: Mein Patient hat eine Grippe, und es ist Winter. - Dann muß ich ihn fragen, ob er 'Platte macht'; das heißt, ob er draußen auf der Straße schläft. Wenn er das tut, dann ist zu

überlegen, ob sich nicht ein Übernachtungsplatz oder eine Krankenwohnung vermitteln läßt. Das tun wir dann gemeinsam mit Bruder Peter, unserem Sozialarbeiter, den wir glücklicherweise seit März '94 hier haben - auch in einer Halbtagsstelle. Wenn der Patient weiter Platte machen will, müssen wir gucken, ob sich auf dem Speicher vielleicht noch ein Schlafsack findet. Oder, wenn er nur Sandalen hat, daß wir ihn mit festen Schuhen versorgen. Das geht hier alles ganz gut, da wir uns diese Räume teilen mit der „Hygiene-Station“, einer Einrichtung des Franziskanerklosters. Da kann jeder, der möchte, kommen zum Duschen, Rasie-



Dr. Lisa Rasch

„Wir streben nicht die Betreuung aller Wohnungslosen an.“

ren, Haareschneiden, Kleider-Waschen bzw. ganz neu erhalten aus unserer Kleiderkammer.

Wie weit gehen denn Ihre materiellen Möglichkeiten, und wer sind weitere Ansprechpartner?

Am Anfang des Projektes gab es an Sachmitteln nur 5000 DM von der Caritas, und auch noch kein feststehendes Konzept. Wir hatten nur das Anliegen „Niedrigschwelliger Versorgung Wohnungsloser“. Unsere jetzige Konzeption, die z. B. auch die prä- und poststationäre Betreuung durch Br. Peter, und bei Bedarf Krankenhausbesuche einschließt, hat sich aus der praktischen Erfahrung, schrittweise und bedarfsgerecht, entwickelt. Dabei war und ist es uns ganz wichtig, nicht die Betreuung sämtlicher Wohnungslosen anzustreben. Obwohl die Zahl der Obdachlosen in Berlin inzwischen auf 20.000-50.000 geschätzt wird...Aber das wäre wirklich das

Schlimmste, was passieren könnte: Daß wir die Tür aufstoßen zu einer Art „Zweiklassen-Medizin“ mit Armen-Ambulanzen oder Extra-Ärzten, die ausschließlich Sozialhilfe-Empfänger behandeln! Für die Zukunft bedeutete so etwas, daß die freie Arztwahl für Sozialhilfeempfänger eingeschränkt würde!

Nein - wir wollen

uns um jene kümmern, die durch alle sozialen Netze hindurchgefallen sind, also ganz spezielle Problemgruppen. Unser Projekt hat nicht den Ansatz, diese Menschen noch weiter in die Isolation zu drängen, quasi zu ghettoisieren. Sondern wir wollen Jedem individuell ermöglichen, sich wieder ins normale Gesundheits-Versorgungssystem einzugliedern.

Von den Patienten, die hierherkommen, haben bis zu 80% - das wechselt etwas pro Quartal - keinen Krankenschein, weil sie z. B. irgendwann ihre Papiere verloren haben. So etwas zu besorgen, dauert oft Wochen! Wenn solche Menschen krank werden und zum Arzt gehen, werden sie meist von den Rettungsstellen abgewiesen, wenn es

sich nicht um akut lebensbedrohliche Krankheiten handelt. Diese Patienten kommen dann zu uns, und wir bemühen uns, sie mit geduldiger Motivationsarbeit wieder einzugliedern ins soziale

Netz. Und unser Ziel ist schon erreicht, wenn so jemand wiederkommt und sagt: „Ich war beim Sozialamt, hab einen Krankenschein, ei-

nen Arzt besucht, und gehe dort auch weiter hin!“

Halten Sie es mit der obigen Zielstellung überhaupt für erstrebenswert, zu Ihren Patienten eine tragfähige Beziehung aufzubauen nach dem Hausarzt-Prinzip, oder ginge das dann wieder in Richtung 'Zweiklassen-Medizin'?

Das kommt auf den Einzelfall an. Viele meiner Besucher sind nur noch so wenig motiviert, daß sie ihre eigenen Gesundheitsinteressen gar nicht mehr wahrnehmen können. Dann wird Beziehungsaufbau das Wichtigste, und es bedarf geduldiger Motivationsarbeit, den eigenen Körper überhaupt erst wieder wahrzunehmen. Es ist schon ein großer Schritt, wenn so jemand sich zum

Duschen oder Kleiderwechsel überreden läßt. Denn bei der Motivation zur Wahrnehmung seiner eigenen Interessen läuft ja auch viel über das Gefühl zum eigenen Körper.

So eine Vertrauensgrundlage wird in den meisten Fällen hergestellt durch die Behandlung der körperlichen Erkrankungen. In der Praxis sieht das so aus, daß ein Alkohol-Kranker über seine Sucht erst redet, wenn er ein paarmal hier war zum Verbandwechsel. Bei den meisten meiner Patienten finden sich neben den somatischen Erkrankungen begleitend psychiatrische oder Sucht-Probleme. Wir haben auch Patienten, die ihre Angelegenheiten überhaupt nicht allein regeln können, und seit zwei Jahren immer wieder hierher kommen; zum Teil mit langen Vorgeschichten.

Zwei Drittel nehmen jedoch nur einmalig Kontakt zu uns auf.

Nach BSHG § 37 Abs. 1 ist Kranken Hilfe zu gewähren. Nur 1/4 Ihrer Patienten gibt jedoch an, über einen Krankenschein zu verfügen. Wo müssen Sie Ihre diagnostischen und therapeutischen Grenzen setzen?

Dazu vielleicht was aus unserer Geschichte: Am Anfang hab ich ganz allein mit einem kleinen Kofferchen

“80% haben keinen Krankenschein.”



„Sprechstunde“ gemacht an verschiedenen Bahnhöfen und Suppenküchen. Diagnostik bedeutete damals vor allem: Blickdiagnose - und alles, was man halt machen kann mit einem Stethoskop. Die therapeutischen Möglichkeiten entsprachen dem Finanz-Budget von 5000 DM, und dem Fassungsvermögen des Köfcherchens. Das größte Problem war dabei der Mangel an abgeschlossenem Raum. Beispiel: Auf einem Bahnhof hat eine Inspektion recht entwürdigenden Charakter, es sei denn, man geht dabei hinter eine Plakatwand. Ich muß dazu sagen, daß viele Obdachlose wegen ihres Erschöpfungszustandes den Weg gar nicht mehr schaffen von ihren Aufenthaltsorten zu Suppenküchen oder Wärmestuben. Die müssen natürlich vor Ort aufgesucht werden.

Dann kamen ehrenamtliche Helfer hinzu - auch Medizinstudenten -, die mit mir zogen; schließlich die Praxisräume hier. Dank einer Spende sind wir nun kostenlos angeschlossen an das Labor einer Klinik. Was uns leider noch sehr fehlt, sind EKG und Ultraschall. Große Probleme bereitet natürlich auch die Röntgendiagnostik, wo wir keinen Zugang haben. Damit fällt ja dann auch potentielle Therapie weitgehend weg.

In anderen Bereichen, z. B. bei Tbc-Verdacht, gibt es Beratungsstellen des Gesundheitsamtes, wohin ich Patienten zum Thorax-Röntgen schicken kann - auch ohne Schein. Im gynäkologischen Bereich, v. a. für schwangere Frauen, gibt es den Sozialmedizinischen Dienst.

Wie stehen denn die Chancen der stationären Betreuung für Ihre Patienten?

Der Normalfall sieht so aus, daß man in den Rettungsstellen ohne Schein gar nicht erst zum Arzt vordringt, sondern schon vom nichtmedizinischen Personal wieder weggeschickt wird.

Mit einigen Kliniken haben wir jedoch informell eine gute Zusammenarbeit insofern, daß wir dorthin Patienten unbürokratisch und kurzfristig einweisen können. Beispiel: Jemand sitzt vor mir mit akuter Pneumonie und 39,5° Fieber. Er ist beim Sozialamt gemeldet und hat Anspruch auf Kostenübernahme, sich aber nie einen Schein geholt. Nach Absprache mit der Klinik können wir dann alles nachreichen.

Nur 15% Ihrer Patienten sind Frau-

en. Woran liegt dieses Ungleichgewicht?

Diese Zahl entspricht ungefähr dem Geschlechterverhältnis bei den Wohnungslosen. Ich denke aber, daß wir viele Frauen nicht erreichen, weil sie sich nicht in der typischen Szene bewegen wie Bahnhöfe, Suppenküchen, oder Wärmestuben. Viele arbeits- und wohnungslose Frauen kommen beim Partner unter, und werden von ihm soweit versorgt, daß sie keine Sozialhilfe beantragen und damit auch nicht versichert sind. Sie kommen aber nicht so weit mit der Szene in Kontakt, daß sie von unseren Angeboten erfahren.

Thema AIDS: An der Uni erzählt man uns, daß es bei Obdachlosen dieses Problem nicht gäbe, da sie keinen Sex haben.

Das ist falsch. Wohnungslose haben natürlich ein Sexualleben. Das Problem mit HIV-Erkrankungen besteht dabei nach meiner Meinung in zwei Punkten:

1: Information und Aufklärung über Aids erfahren wir über die Medien wie Fernsehen und Presse. Wohnungslose sind von diesen Medien praktisch ausgeschlossen. Kampagnen kommen also bei ihnen gar nicht erst an.

2: Es ist sehr schwierig, Wohnungslose für Prävention zu gewinnen. Ein Wohnungsloser denkt zuerst daran, den heutigen Tag irgend-

wie zu überleben. Das ist Existenzkampf: Wo schlafe ich heute Nacht?? Das heißt, er hat wenig Zeit und Sinn,

sich über langfristige Dinge Gedanken zu machen.

Zudem müssen sich viele Frauen ihren Schlafplatz durch Sex „erkaufen“.

Ich selbst habe wohnungslose HIV-Patienten in Betreuung.

Euer Projekt der „Niedrigschwelligen medizinischen Versorgung“ ist ja erstmalig in Deutschland. Der Bedarf dafür wird in ähnlicher Wucht auch in anderen Großstädten zu erwarten sein. Gibt es auch woanders Ansätze in eurem Anliegen, und wären eine Vernetzung und Datenaustausch sinnvoll?

Berlin ist mit seiner Wohnungslosen-Problematik schon sehr speziell und vergleichbar nur mit wenigen Großstäd-

ten wie Frankfurt oder Hamburg; Kleinstädte haben doch eine andere Struktur. Es gibt aber Ansätze eines überregionalen Austausches.

Das Wichtigste ist dabei, daß so eine Medizin nie abgehoben sein darf, sondern immer eng vernetzt mit allen anderen Projekten für Woh-

nungslose. Am Berliner Runden Tisch „Medizinische Wohnungslosen-Versorgung“ wird das schon sehr unübersichtlich bei der Größe der Stadt und Anzahl der Projekte.

Was wünschen Sie sich für Ihr Projekt in der nächsten Zukunft?

Nun ja - ganz grundlegende Dinge: Daß die Weiterexistenz unseres Projektes auch in Zukunft finanziell über den Caritas-Verband abgesichert werden kann. Daß die dringend benötigte Krankenschwester bald unser Team ergänzt. Daß die Spendenbereitschaft nicht nachläßt, da wir auf sie angewiesen sind.

Das ist ja trotz allem 'Dritte-Welt-Medizin', die wir hier machen in unserem reichen Land. Auch, wenn es nur ein Tropfen auf den heißen Stein ist: Für unsere Zielgruppe gibt es eben noch nicht viele Angebote im medizinischen Bereich!

Für die Ausbildung würde ich mir vielleicht einen deutlicheren Hinweis auf Randgruppen allgemein wünschen. Ob das nun Junkees sind oder Obdachlose...

Zum Schluß möchte ich aber auch noch mal sagen, daß ohne die ehrenamtlichen Helfer; gerade auch Medizinstudenten, unser Projekt nie das geworden wäre, was es ist!

Frau Dr. Rasch, vielen Dank für das Gespräch!

Das Interview führte Annette Stelzer

Adresse:

**Dr. Lisa Rasch
Wollankstr. 19
13187 Berlin
Tel.: 4823958**

¹ Berber: Nichtseßhafter, Stadtstreicher; bezieht sich als Begriff ursprünglich auf ein kriegerisches nordafrikanisches Nomadenvolk

★ Großer Student, smart, char- mant, mit definiertem Körper bietet Sex und mehr. Call:...

Interessenvertretung für Prostituierte oder Lobby-Bla-Bla

In der vorletzten Ausgabe fand das Interview mit Udo, der sein Studium als Callboy finanziert, (unerwarteterweise) große Beachtung. Wohl auch, weil dieses Thema immer noch mit einem Tabu besetzt ist. Andererseits brachte uns dieses Gespräch den Vorwurf purer Sensationsmache ein, weil wir ein vermeintlich brisantes Interview ohne repräsentativen Charakter und ohne jegliche Hintergrundrecherche veröffentlicht hätten.

Ganz so war es nicht. Natürlich sprachen wir nicht nur mit Udo. Auch Frank, ebenfalls Student und in mancherlei Dingen anderer oder gegensätzlicher Auffassung, fand sich zu einem Interview bereit. Außerdem unterhielten wir uns mit Hydra e.V., einer Prostituierten-Selbsthilfe-Gruppe und ebenso mit Subway, die sich zwar vor allem um die "Jungs auf der Straße" kümmert, unter deren Dach aber auch die von Callboys selbst gegründete Gruppe Quer/Strich arbeitete.

Schon in den Sechzigern spielte die Frage nach Studenten, die ihr Studium finanzieren, indem sie sich prostituieren, eine Rolle. Eine Untersuchung fand heraus, daß damals ca. 5% der Studenten und Studentinnen auf diese Weise zumindest zum Teil ihr Studium erst ermöglichen. In den 90ern sieht dieses Bild nicht wesentlich verändert aus.

Ersteinsteigerberatung

Ein wesentlicher Unterschied zu den 60ern besteht u.a. darin, daß die Betroffenen mehr und mehr nach Organisationsformen suchen, um sich in dieser Lobby-Gesellschaft Gehör zu verschaffen. Seit den 80er Jahren gab es vor allem durch Impulse der Frauenbewegung Bestrebungen, Organisationen und Selbsthilfegruppen für die weiblichen Prostituierten zu gründen. So entstand in Berlin beispielsweise auch Hydra e.V. Erst Jahre später gab es für die männlichen Vertreter des Berufsstands ähnliche Vorstöße. Im März 1992 fanden sich einige emanzipierte und engagierte Callboys zusammen und hoben Quer/Strich aus der Taufe. Ziel war es, mit den weit-

verbreiteten Vorurteilen aufzuräumen, die den Job immer in die Nähe der halbseidenen Unterwelt rücken, und andererseits Rechte einzufordern, als da sind: soziale Absicherung und berufliche Anerkennung. Und natürlich ging es auch um Selbsthilfe für die hier in der Stadt arbeitenden Callboys. Ersteinsteiger wurden beraten, über die praktischen und

rechtlichen Gegebenheiten aufgeklärt. Kurse, wie man einen Freier anspricht und die Verhandlungen führt, gehörten ebenso zum Selbsthilfe-Angebot, wie einfach nur Platz zu bieten, um die relative Isoliertheit der Callboys zu durchbrechen und Möglichkeiten zu schaffen, die Kollegen kennenzulernen. Quer/Strich wollte beweisen, daß es möglich ist, die Prostitution freiwillig zu seinem zumindest zeitweise ausgeübten Beruf zu machen. Das brachte ihnen natürlich den Vorwurf ein, diese Art des Geldverdienens als besonders toll zu propagieren. Und dies wiederum führte zu Ärger mit den staatlichen Sittenwächtern, da es in Deutschland von Gesetzeswegen als Ordnungswidrigkeit angesehen wird, für die Prostitution zu werben (siehe Kasten).

Geschäftsgrundlage: Anonymität

Auch die Resonanz aus der Szene war unterschiedlich, reichte von Ablehnung bis Zustimmung. Dies spiegelte sich auch in den Interviews wider. Udo, der die Arbeit von Quer/Strich eher kritisch sieht, meinte, der Kampf um soziale Anerkennung und Absicherung sei "undurchdachter Schwachsinn. Dies bedeutet doch regelmäßige Steuererklärungen und Einzahlungen an die Kranken- und Rentenkassen usw. Damit wäre eine wesentliche Geschäftsgrundlage weg, die Anonymität. Welcher Freier würde wohl eine Quittung über den gezahlten Betrag ausschreiben - und welcher Callboy gern auf der Steuererklärung oder bei der Krankenkasse die Berufsbezeichnung 'Callboy' angeben?"

Warum kauft sich jemand einen Callboy oder einen Stricher?

1992 führte das Sozialpädagogische Institut Berlin (SPI) eine Studie über die Kunden männlicher Prostituierten auf der Grundlage von Gesprächen mit 30 Freiern durch. Bei dieser Untersuchung bildeten sich zwei Grundmuster heraus: die einen suchen den schnellen Sex ohne Anlaufzeit und die anderen den Callboy als Übergang zur nächsten Partnerschaft. Allerdings spielen viele Gründe eine Rolle (siehe Interviews), den "typischen Freier an sich" gibt es nicht.

Auch der Hilfe für die Callboys steht Udo eher ablehnend gegenüber: "Ich war mal zu einem Treffen von Quer/Strich. Da saßen vielleicht 10 Leute - die Hälfte davon Mitarbeiter von Quer/Strich. Und dann wurde über die monatlichen Einkünfte nach dem Motto 'Wer verdient mehr?' gelabert."

Quer/Strich existiert mittlerweile nicht mehr. Anfang Juni war erst einmal Schluß, nicht etwa, weil das Ziel erreicht wäre (dies ist nicht einmal teilweise der Fall), sondern schlicht und ergreifend, weil niemand mehr die Arbeit machen wollte. Nun ist man bei Subway auf der Suche nach Leuten, die die Arbeit von Quer/Strich wiederaufnehmen. Bis dahin bleibt als Anlaufstelle Hydra e.V., zwar als reines Frauenprojekt gegründet und auch als solches vom Senat gefördert, wo aber mittlerweile Callboys bei den "Freunden und Sympathisanten von Hydra e.V." mitmachen.

Frank sieht das, wie so manches, im Vergleich zu Udo anders. Als ich ihn nach dem Grund für die Bereitschaft fragte, mit mir ein Interview zu machen, sagte er: "Ich möchte ebenso wie z. B. Quer/Strich erreichen, daß die sogenannte Öffentlichkeit endlich begreift, daß wir ganz normale Leute sind, wie andere auch."

ojo

Forderungen der Selbsthilfegruppen

In einem "Entwurf zu einem Antidiskriminierungsgesetz" zur Anerkennung der Prostitution als Beruf, eingebracht vor drei Jahren von den Grünen, werden folgende Forderungen erhoben, denen sich mittlerweile die Selbsthilfeorganisationen angeschlossen haben:

- ⌘ Einklagbarkeit des Honorars
- ⌘ Anspruch auf Aufnahme in die gesetzliche Krankenversicherung
- ⌘ Anspruch auf arbeitsrechtlichen Schutz und soziale Absicherung
- ⌘ Anspruch auf Schadenersatz bei Verdienstausschlag
- ⌘ keine Reglementierung in bezug auf den Arbeitsplatz
- ⌘ keine zwangsverordnete Gesundheitskontrolle
- ⌘ reguläre Arbeitsverträge in Bordellen
- ⌘ straffreie Werbung und Vermittlungstätigkeit

"Akzeptanz muß jeder einzelne in seinem Umfeld schaffen"

Interview mit Frank Sch., der sein Informatik-Studium an der TU Berlin als Callboy finanziert

Prostitution, in welcher Form auch immer, hat im allgemeinen diesen Beigeschmack einer finanziellen Notlage, in der Seine-Haut-zu-Markte-Tragen eine der letzten Möglichkeiten ist, an Geld zu kommen. Welche Gründe hattest Du?

Das war eigentlich ganz simpel, vor allem Neugier. Ich hatte mir, wie ich glaube schon jeder, darüber Gedanken gemacht, wie das als Callboy denn wohl wäre. Und irgendwann hab ich es dann wirklich umgesetzt. Allerdings zunächst nicht allein. Das lag daran, daß ich eine Art Bezugsperson haben wollte, mit der ich darüber reden kann und die die gleiche Phase zusammen mit mir durchmacht, die eventuelle Veränderungen an mir bemerkt. Schließlich hatte ich auch meine ganz persönlichen Klischees und Befürchtungen über Veränderungen der Persönlichkeit, der Einstellung zur Sexualität usw.

Damals, das ist jetzt so etwas mehr als zweieinhalb Jahre her, hatte ich einen Freund, bei dem ich dachte, dem geht es genauso. Als ich ihm den Vorschlag machte, es auszuprobieren, war er zuerst ganz begeistert, so daß wir wirklich die ersten Berufserfahrungen zusammen machen konnten. Er ist dann relativ schnell wieder ausgestiegen, weil es für ihn doch nicht das richtige war.

Und letztendlich spielte dabei Geld natürlich auch eine Rolle. Ich dachte mir, wenn das ohne Probleme abgeht, ist das eine angenehme Möglichkeit, mit rela-

tiv wenig Zeitaufwand Geld zu verdienen. Und wenn es nicht klappt, hab ich nichts verloren - bin aber um eine Erfahrung reicher.

Wie hat dein soziales Umfeld - also vor allem Dein Freundeskreis - auf deine Pläne reagiert?

Da hab ich erstaunlicherweise eine Menge Unterstützung erfahren, die fanden die Idee toll, waren unheimlich neugierig und sagten: mach das und erzähl uns dann, wie es war. Während mein Freund von seinen Freunden die gängigen moralischen Verurteilungen zu hören bekam, von wegen "du kannst dich doch nicht verkaufen" und so. Sicher hat das bei seiner Entscheidung, auszusteigen, mit eine Rolle gespielt.

Nachdem Du nun nicht mehr so neu im Geschäft bist, kannst Du vielleicht genauer sagen, was dich an diesem Job am meisten reizt?

Der verbale Austausch, etwas über andere Leute erfahren. Meine Erfahrung ist, daß so zwei von dreien hochinteressant sind. Die haben viel zu erzählen und tun das auch. Das macht

"Du stehst unbestritten im Mittelpunkt."

dann wirklich Spaß.

O.k., und der eine, der dann nicht so interessant ist, das ist dann nur Handwerk - das hat den Vorteil, daß es schnell geht. Ich fahr mit der S-Bahn hin und lese ein Buch, mach mit dem Sex. Eine dreiviertel Stunde später fahr ich wieder zurück, lese in dem Buch weiter und bin 200 Mark reicher.

Du hast gesagt, daß du auch abtesten wolltest, ob man sich dabei verändert. Hast Du dich verändert?

Natürlich verändert das einen schon. Die Frage ist eben nur, in welche Richtung. Ich glaube, daß ich mich zum Positiven verändert habe. Ich komme mit vielen Menschen zusammen, die Situation ist immer fremd und dadurch spannend, man lernt, mit den Menschen zu reden, mit ihnen umzugehen, sich offen auf eine Situation einzulassen.

Ich sehe diesen Job als eine Art Plattform, beispielsweise zur Stärkung meines Selbstbewußtseins. Du fährst da zu jemandem hin, und stehst von Anfang an unbestritten im Mittelpunkt. Die kleben regelrecht an meinen Lippen, wenn ich da meine Stories zum Besten gebe. Und das macht natürlich Spaß.

Aber vor allem geht es dabei doch um Sex? Haben Deine Erfahrungen auf dem Sexmarkt Dein Verhältnis zu diesem reinen "Produkt" verändert?

Klar, ich reflektiere mehr über das Thema Sex. Mir ist klar geworden, daß Sex und Gefühle nicht zwangsläufig etwas miteinander zu tun haben müssen. Sex ohne "große Gefühle" hat für mich keinen negativen Beigeschmack.

Es gibt eben mehrere Qualitäten von Sex. Daß, was ich im Job mache, ist die Kategorie Anonymer Sex. Und es ist etwas ganz anderes, mit jemanden Sex zu haben, in den man Gefühle investiert hat, den man liebt. Und das meine ich jetzt ganz ohne Bewertung, von wegen, was ist besser. Beides ist Ausdruck verschiedener Bedürfnisse.

Gut, ich selbst habe durch den Job ein wesentlich geringeres Interesse, erstere Kategorie auch noch in meinem Privatleben zu praktizieren.

Du bist neugierig auf Menschen. Welche Art Mensch nimmt Deine Telefonnummer in Anspruch?

Das ist schwierig zu pauschalisieren. Ganz sicher sind es nicht nur die, denen man landläufig nachsagt, daß sie anders nicht mehr an Sex rankommen. Es ist eher so, daß dieses spezielle Verhältnis von Callboy und Freier eine Art Fetisch für die Leute ist, daß sie diese Situation spannend, erregend finden. Und dann gibt's die Touristen fürs Wo-

chenende oder Geschäftsleute, die Spaß haben wollen und denen das "Aufreißen" in der Szene zu anstrengend ist.

Klar gibt es auch diejenigen, die wegen ihres Alters oder ihres Aussehens wahrscheinlich Schwierigkeiten haben, einfach so mal an jemanden Junges wie mich heranzukommen. Aber auch die können wahnsinnig charmant und witzig sein.

Und dann sind da noch eine ganze Menge Idioten, die es toll finden, Callboys zu verarschen. Anfangs bin ich auf deren blödes Gequatsche am Telefon eingegangen, weil ich nicht wußte, wie-

weit das noch zum Geschäft gehört. Das ging soweit, daß ich das Telefon als eine Art Bedrohung empfand, mit deren Hilfe jeder, der wollte, in meine Intimsphäre eindringen konnte.

Das ließ mit der wachsenden Routine auch wieder nach. Man lernt, schon am Telefon einzuschätzen, ob der Anrufer seriös ist oder nicht, und kann im Fall der Fälle abblocken.

Nun gibt es zwischen Mann und Frau rein biologisch

Unterschiede, die es Männern schwerer machen, "etwas vorzuspielen".

Bisher hat es eigentlich immer "geklappt". Und das hat sicher etwas mit der vorhin genannten Plattform zu tun, mit diesem Im-Mittelpunkt-Stehen. Hinzu kommt, daß ich schon so eine gewisse exhibitionistische Neigung habe, mich selbst darzustellen. Und ich finde mich eben selbst in dieser Situation geil.

Unterhält man sich mit Deinen Kollegen, so hört man oft, daß sie versuchen, Job und Privatleben strikt zu trennen, einfach um die Weiterexistenz eines Privatlebens zu ermöglichen. Wie ist das bei Dir?

Ich hab das zu Anfang auch versucht, aber schnell gemerkt, daß das für mich einfach nicht klappt. Ich kann den Kun-

den nicht als potentes Feindbild betrachten, der etwas von mir will, das ich ihm eigentlich nicht geben will und es dann doch nur tue, weil der dafür bezahlt.

Anfangs hatte ich einen "Künstlernamen", schauspielerte über mein angebliches Privatleben. Aber wenn man so wie ich gerne Unterhaltungen führt, müßte man ja irgendwelche Notizen über dieses nichtexistente Persönliche haben, um sich nicht zu verhaspeln. Jetzt erzähl ich den Kunden auch schon mal was aus meinem Privatleben. Eigentlich läuft so ein geschäftlicher Kontakt gar nicht so verschieden zu einem privaten Kontakt mit jemanden, den man noch nicht kennt.

Der Anzeigentext soll Kundschaft werben. Sicher auch mit bestimmten Eigenschaften, die sie von der Konkurrenz unterscheidet. Du hast in Deine hineingeschrieben, daß Du Student bist. Warum - hat diese Eigenschaft eine "geschäftssteigernde" Wirkung?

Ich frage meine Kunden schon öfter mal, warum sie gerade meine Anzeige ausgewählt haben. Und meist höre ich dann, es sei wegen "Großer Student" gewesen. Klar, "groß", weil wohl in einer bestimmten Projektion groß und männlich dicht beieinander liegen.

Und Student impliziert ja auch, daß es sich um einen Nebenjob zur Finanzierung des Studiums handelt und ich hier nicht fünf Telefone zu stehen habe.

Und ich muß

meinen Anzeigentext auch selbst gutfinden und frage mich schon, was ich mir vorstelle, wenn ich "Großer Student" lese. Ich assoziiere damit "jung und dynamisch".

Außerdem wollte ich mit dem Wort "Student" signalisieren, daß ich ein bestimmtes intellektuelles Niveau habe, daß man sich mit mir auch auf einer bestimmten Ebene unterhalten kann, und irgendwie auch zum Ausdruck bringen, daß ich über diesen Job reflektiere und in der Frage Callboy einen eigenen Standpunkt vertrete.

"Ich assoziiere mit Student jung und dynamisch mit intellektuellem Niveau."

Du lebst hier in einer Dreier-WG plus Baby. Ist das bei Deinem Job ein Problem?

Da gibt es überhaupt keine Probleme. Wie gesagt, hat mich mein Freundeskreis, und dazu gehören auch die WG-Leute, in meinem Entschluß unterstützt. Am Anfang hab ich hier auch die gesammelten Stories zum Besten gegeben, was so passiert ist.

Und ist es auch kein Problem, wenn du hier in der gemeinsamen Wohnung Kunden empfängst?

Meist mach ich eh' nur Haus- und Hotelbesuche, fahr also zu den Kunden hin. Wenn ich jemanden hierher in mein Zimmer bestellen würde, dann nur, wenn niemand von meinen Mitbewohnern da ist. Das liegt aber nicht daran, daß die WG davon nichts wissen darf oder ich hier meine Privatsphäre schützen will. Aber ich hole fremde Leute in unsere gemeinsame Wohnung, und

wenn ich dann doch mal jemanden falsch einschätze, dann hätte der meine Adresse und man weiß nie, was dem dann einfallen kann. Für mich allein kann ich die Verantwortung für dieses Risiko übernehmen, aber hier könnte es die anderen WG-Mitglieder tangieren.

Auf der anderen Seite wäre es sicher auch den meisten Kunden unangenehm, wenn sie hier mit mir in meinem Zimmer sind und in den anderen Räumen sind noch Leute, oder das Baby schreit, oder es wird an die Tür geklopft usw. Und das Wissen, daß die da draußen genau

ahnen, was hier drin stattfindet, kann ziemlich nerven. Das wäre sicher nicht der Rahmen für eine gelöste Atmosphäre.

Es gab und gibt immer wieder Versuche von Prostituierten, sich selbst zu organisieren, um eine Lobby zu haben, die ihre Interessen vertritt - in Berlin ist dies, etwas grob gerastert, Hydra e.V. für die Frauen und

Quer/Strich für die Männer. Wie stehst Du dazu?

Ich sehe in diesen Organisationen eine Art gewerkschaftlicher Funktion. Es ist schon gut, daß es so ein Sprachrohr für uns gibt, das unsere Interessen formuliert. Den meisten Punkten stimme ich auch zu.

Gut, das Informations- und Beratungsangebot nehme ich jetzt nicht wahr, ganz einfach, weil ich damit keine Probleme habe. Andererseits, als mein Freund und ich die Entscheidung getroffen hatten, haben wir genau diese Beratung von Quer/Strich in Anspruch genommen, um uns den Anfang zu erleichtern und zu erfahren, wie das alles funktioniert.

Und die haben uns das dann erklärt, z. B. daß ein zweiter Telefonanschluß besser wäre, daß man eine Anzeige in die Zeitung setzen muß und vor allem, in welche. Dann juristische Fragen, wie die, daß du, um deinen Anspruch auf das Geld zu behalten, vorher kassieren mußt, und ein paar Tips, wie so ein Telefongespräch abläuft und daß es dabei darum geht, soviel wie möglich über den Kunden zu erfahren, um ihn einschätzen zu können. Welche Preise üblich sind und auch gefordert werden soll-

"Ich brauche die Option, nein sagen zu können."



ten, damit der Markt nicht kaputt geht, und irgendwann alle in die Röhre gucken. Das hat geholfen, hat uns eine gewisse Sicherheit gegeben.

Ich finde den Anspruch schon gut, Prostitution den anderen Dienstleistungsjobs gleichzustellen. Dazu gehört eben auch die Möglichkeit, sich sozialzuversichern. Klar ist das mit den Steuern und so

schwierig, aber es muß die gleichen Rechte und Pflichten wie für jeden anderen Job auch geben.

Quer/Strich und Hydra tun ja recht viel dafür, in der Öffentlichkeit das Bild zu vermitteln, Callboy oder -girl sind ganz normale Jobs wie andere auch. Siehst Du das auch so?

Callboy oder -girl als reinen Beruf finde ich schon problematisch, wenn man von dem Geld seine Miete usw. bezahlen muß und voll davon abhängig ist. Mit jemanden Sex zu haben, ist eben nicht nur Job, sondern eine sehr intime

Sache und deshalb möchte ich schon die Option für mich haben, nein sagen zu können. Wenn davon aber mein Lebensunterhalt abhängt, habe ich diese

Entscheidungsfreiheit eben nicht.

Für mich ist es wirklich nur ein Nebenjob. Ich hab keine festen Zeiten und gehe halt ans Telefon, wenn ich zuhause bin und Lust

habe. Auf das Geld bin ich nicht angewiesen. Wenn es nur darum ginge, würde ich es wahrscheinlich gar nicht machen.

Ein erklärtes Ziel dieser Organisationen ist es auch, das Berufsbild in der Öffentlichkeit von diesem Schmuddel-Image zu befreien.

Ich glaube nicht, daß die es leisten können, die Akzeptanz dieses Jobs in der Öffentlichkeit zu verbessern. Das sind halt Institutionen und deshalb laufen sie immer Gefahr, daß ihre Arbeit auf diesem Gebiet als Lobby-Bla-Bla abgetan

“Auf das Geld bin ich nicht angewiesen.”

Rechtliche Situation der Prostituierten...

1. ...laut Bürgerlichem Gesetzbuch:

Prostitution ist in Deutschland nicht verboten, allerdings sind diejenigen, die das Gewerbe ausüben, massiven Diskriminierungen von Rechtswegen ausgesetzt. Da wäre beispielsweise der §138 Abs.1 BGB, der einen Vertrag über Geschlechtsverkehr gegen Geld für nichtig erklärt, da er gegen die guten Sitten verstosse. Faktisch folgt daraus also, daß der oder die Prostituierte kein rechtlichen Anspruch auf Bezahlung der Leistung hat. Laut Bundesverfassungsgericht kommt "dem Geschlechtsverkehr (...) für das Recht kein in Geld zu veranschlagender Wert zu."

2. ...im Sozialrecht

Prostituierte sind nicht sozialversicherungspflichtig, allerdings sind sie einkommenssteuerpflichtig.

3. ...im Zuge staatlicher Reglementierungen

Die meisten Städte in Deutschland haben sogenannte Sperrgebietsverordnungen, Berlin bildet hierbei eine Ausnahme. Diese Verordnungen verbieten die Ausübung von Prostitution innerhalb bestimmter Sperrgebiete. Unter dieses Verbot kann auch schon die Annahme von Telefonaten und der Besuch von dort befindlichen Wohnungen von Kunden fallen. Die Werbung in den Medien ist eine Ordnungswidrigkeit, allerdings sind die Behörden nicht verpflichtet, Verstöße zu ahnden. Diese Zurückhaltung macht Annoncen in tip, BZ usw. erst möglich, da sie eigentlich genau unter diese Verbot fallen.



wird. Wenn ein jeder, der das macht, die Akzeptanz in seinem persönlichen Umfeld erreicht oder verbessert, ist das meiner Ansicht nach viel effektiver.

Und wie setzt Du diesen Anspruch um?

Ich mach aus meinem Job kein Geheimnis. Gut, ich wäge in bestimmten Situationen ab, ob ich sage, daß ich Callboy bin. Weil man dann einfach erwarten muß, daß nachgefragt wird. Und wenn ich keinen Bock auf ellenlange Erläuterungen habe, laß ich es eben weg. Aber Freunden würde ich es immer sagen.

Ich kann es verstehen, daß es Leute gibt, die damit Berührungängste haben. Das Image ist einfach schlecht. Und meinem zukünftigen Chef würde ich es sicher nicht gleich auf die Nase binden.

Die Leute stellen sich unter Callboy eben nicht eine selbstbestimmte Person vor, die genau weiß, was sie macht. Und die dann auch, wenn sie will, andere Möglichkeiten hat. Das Bild ist ambivalent; einerseits bin ich der Callboy, was einen schmuddeligen Beigeschmack hat, andererseits studiere ich erfolgreich, könnte sogar eine Art guter Schwiegersohn sein und habe offensichtlich mit dieser Ambivalenz kein Problem - im Gegenteil, ich finde das spannend. Ich führe mein Leben selbstbestimmt und darüber hat niemand zu richten.

Danke für das Gespräch.

Das Gespräch führte
ojoff

Ein Koffer auf Reisen

"Sans so charmant und nehmen's mir des Kofferl nunter!"

Da sitzt man in einem Bummelzug mitten in der Bretagne und wird in höflichem österreichischem Dialekt auf netteste Art und Weise um Hilfe gebeten. Aber das kennt man ja, nach der Devise: "Auf in ferne Länder, weg von heimatlicher Sitte und Sprache!" funktioniert das Reisen heute schon lange nicht mehr. Dennoch findet die Hilfsbereitschaft in solchen Momenten genügend Raum, schließlich ist man im Urlaub und deshalb bemüht, ein seelisches Gleichgewicht zu finden.

Aus dem Gleichgewicht zu geraten ist jedoch bei der oben angekündigten Hebetransaktion nicht ausgeschlossen. Das nette Kofferl nämlich stürzte wie ein Meteorit auf die Sitzbank des Abteils. Dabei sah es so zierlich, adrett und unbelastbar aus. Wie man sich täuschen kann, so ein kleines Köfferchen. Natürlich schießt einem sofort die Frage in den Sinn, was sich wohl in dieser tragbaren Geräteschaft verberge. Zig Vermutungen schwirren durch den Geist; wie ein Detektiv auf gedanklicher Spurensuche zermüht man sich den Kopf und verspürt sogleich ein ungutes Gefühl dem Fremden gegenüber. ...eine illegitime Koffertransaktion am nächsten Bahnhof, genau. Na, das ist doch offensichtlich! Ein überlegenes Grinsen macht sich auf dem Entdecker-ge-sicht breit, das urlaubsspezifische Helfersyndrom schlägt mit einem Male in die Colombo-Rolle um. Im Pseudodienste der Gerechtigkeit sieht man sich bereits als Star in den Medien und....

"Wissen Sie, man sollte immer daran denken, seinen Namen und seine Adresse am Koffer zu befestigen." Die Tür des Abteils fiel zu, der Vorhang meines gedanklichen Theaterstücks ebenso. Weg war sie, die Dame, die genauso sprach wie Hans Moser. Sie ließ mich allein mit ihrem letzten Satz zurück, der mich an ein aufreibendes Kofferereignis erinnerte...

...Vor genau vier Jahren packte ich im heißen Sommermonat meinen Koffer, um mein gewohntes Umfeld für einige

Zeit zu verlassen. Nichts Ungewöhnliches, mag manch einer denken. Zurecht, dennoch wohnte dieser Aktion etwas Besonderes inne, zumindest wenn man sich den Grund und das bevorstehende Ziel dieser Reise näher betrachtet. Ich hatte mich nämlich entschlossen, das Land für ein Jahr zu verlassen, um das inselhafte Metropolenleben in Britannia zu erschließen. Daher unterschied sich für mich die Art der Packweise meines Gutes von der doch eher routinierten Zahnbürste-Handtuch-Unterhosen-Pak-



kerei für den Wochenendtrip. Möglicherweise erscheint diese (Un-)Art recht spießig, aber für mich bedeutete der prallgepackte Koffer voller Überflüssigkeiten Sicherheit. Ja, so richtig wohl fühlte ich mich in seiner Nähe. Ich wollte ihn gar nicht loslassen und überlegte angestrengt, am Hafen Calais' angekommen, wie ich nun mein selig Hab und Gut an mir halten könne. Wie so oft überlegte ich auf Umwegen, viel zu lange für diese Gesellschaft, so daß der Koffer schon verschwunden war, bevor ich mir auch nur ansatzweise etwas ausgedacht hatte. Betrübt mußte ich mich schließlich an einen Sitz im Jet-Foil gurten. Mein Herz raste, die Luft war dünne, meine Gedanken noch immer meinem Koffer

verhaftet. Ich malte mir die schlimmsten Folgeerscheinungen aus, die das Verschwinden meines Gepäckstückes mit sich führen könnte. Eine Horrorvision folgte der anderen. In einem fremden Land, in einer fremden Stadt und das ohne meine rotgelben Ringelsocken, ohne mein altes, zerrissenes, rosafarbenes Nachthemd, das heute noch nach meinem alten Kinderbett riecht - nicht auszudenken.

So verstrich die Zeit im Fluge, im Nu erreichten wir die andere Seite des Kanals. Auf ging's ins Hafengebäude zum Gepäckband. Ich konnte es nicht erwarten, den Griff meines Koffers in der Hand zu spüren. Nach und nach erschienen die ersten Taschen. Dann geschah das Unglaubliche. Mir wurde plötzlich bewußt, daß ich mich wahrhaftig nicht an das Aussehen meines eigenen Koffers erinnern konnte. Die Panik überfiel mich. War er grün oder dunkelblau, hatte er zwei Schnallen oder einen Chromverschluß? Ich glaubte, auf der Stelle zu verzweifeln. Ich war ja so schrecklich leichtsinnig gewesen und hatte vor der Abreise meinen Koffer nicht mit einem Namensetikett versehen. Vor lauter Aufregung gelang es mir nicht, mich an die äußere Erscheinung meines Koffers zu entsinnen. Ich konnte mich noch so sehr anstrengen, es gelang mir einfach nicht.

Doch mit einem Mal erinnerte ich mich an ein Paar Sandalen, das ich direkt oben aufgelegt hatte und welches mir beim Verschließen des Koffers große Probleme bereitet hatte. Sofort ergriff ich irgendein Gepäckstück und ertastete oberflächlich den Deckel. Mittlerweile von einigen Reisende voller Erwartung und Perplexität über mein Handeln beobachtet, wiederholte ich die Tat dreimal und wählte schließlich das richtige Stück, nachdem das Förderband bereits vollkommen leer war. Voller Zufriedenheit marschierte ich zum Bahnhof und wußte, daß die Weiterreise in das kommende Jahr packend werden würde.

alex



Gesucht werden

4 Studentinnen oder Studenten, die ab Januar 1996 die Studentenzeitung **UnAUFGEFORDERT** weiterführen wollen.

leitende/r Redakteur/In für Hochschulpolitik und Studium:

Die Interessentin oder der Interessent sollte über ausreichend Erfahrungen der redaktionellen Arbeit einer Zeitung verfügen, Interesse an der Hochschulpolitik des Landes Berlin und den Vorgängen zu Studium und Lehre an der Humboldt-Universität und der anderen Berliner Universitäten haben.

Hauptaufgabe ist die inhaltliche Betreuung der einzelnen Ausgaben der Zeitung (Schlußredaktion eingeschlossen) und die Leitung der Redaktion.

leitende/r Redakteur/In für die Bereiche Kultur und Leben in Berlin:

Die Interessentin oder der Interessent sollte über ausreichend Erfahrungen der redaktionellen Arbeit einer Zeitung verfügen, Interesse am kulturellen Leben Berlins haben und das „Berliner Studentenleben“ kennen.

Hauptaufgabe ist die inhaltliche Betreuung der einzelnen Ausgaben der Zeitung (Schlußredaktion eingeschlossen) und die Leitung der Redaktion.

Layouter/In

Die Interessentin oder der Interessent sollte über genügend Erfahrung im Bereich Desktop-Publishing (insbesondere Aldus Pagemaker) verfügen und Grundkenntnisse graphischer Gestaltung besitzen.

Hauptaufgabe ist der Satz der monatlichen Ausgaben der Zeitung und der anderen Publikationen der Studentenzeitung **UnAUFGEFORDERT**.

Marketing / Verwaltung

Die Interessentin oder der Interessent sollte möglichst über Kenntnisse des Bereiches Marketing verfügen, bürokratische Verwaltungsvorgänge kennen und einschlägige Erfahrungen mit Computerprogrammen aus dem Bereich Verwaltung (Microsoft Works u.ä.) haben.

Hauptaufgabe ist die Umsetzung des Marketingkonzeptes der Studentenzeitung **UnAUFGEFORDERT** für den Bereich Werbung, die Aquisition von Werbekunden und die Verwaltung der Finanzabläufe. Hinzu kommen andere „gewöhnliche“ Verwaltungsaufgaben, um einen relativ unchaotischen Arbeitsstil der Redaktion zu ermöglichen.

Der Arbeitsaufwand für alle vier Bereiche ist relativ hoch, die Bewerber sollten sich daher der Tatsache bewußt sein, daß sie für die Dauer ihrer Tätigkeit bei der Studentenzeitung **UnAUFGEFORDERT** ihr Studium zumindest einschränken müssen.

Für alle vier Stellen erfolgt eine entsprechende monatliche Aufwandsentschädigung. Es ist eine Einarbeitungszeit von mindestens einem Monat vorgesehen, Bewerbungsende ist daher der 31.10.1995.

Bewerbungen, die zunächst formlos (Vorbeikommen oder Telefonanruf genügt) sein können, bitte an:

Humboldt-Universität Berlin
Studentenzeitung UnAUFGEFORDERT
 Unter den Linden 6
 10099 Berlin
 Tel.: 030/ 2093 2288

„...wenn hier ein Ort wäre, wo die Leute ohren hätten... so aber bin ich unter lauter Viecher und Bestien!“

(Wolfgang Amadeus Mozart)

Konzert des Philharmonischen Chors der Humboldt-Universität

am Donnerstag, den 6. Juli 1995, 20.00 Uhr, Gethsemanekirche. S- und U-Bahnhof Schönhauser Allee
 Eintritt: 10,- / 5,- DM

Programm: L. Cherubini: Faniska-Ouvertüre, J. Haydn: Sinfonie Nr. 103, W.A. Mozart: Krönungsmesse.

Solisten: Ines Villanueva (Sopran), Simone Alex (Alt), Kai Roterberg (Tenor), Werner Mattusch (Baß)

Wer hat Lust auf Tango?

Steffi (20/ 1,68) und **Katja** (23/ 1,77) suchen zwei fröhliche Partner für einen Tanzkurs im nächsten Semester.

Meldet Euch, auch einzeln, unter 030/ 9653370 (erst abends).



Wissenschaftliche Grafikerin (Dipl.)

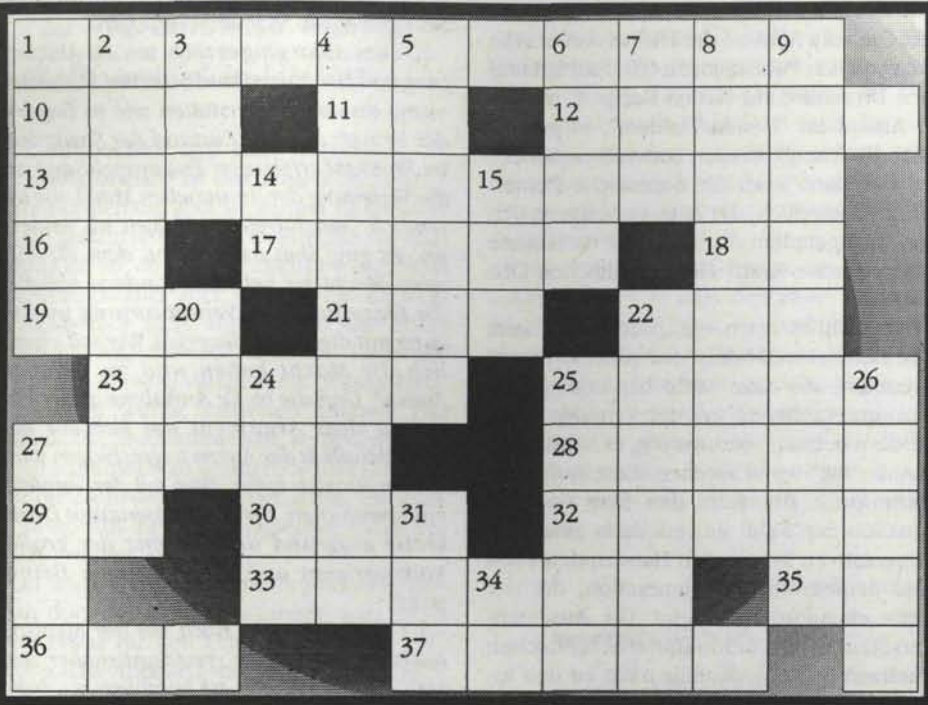
zuverlässig, verantwortungsbewußt, selbständig, kreativ, teamfähig, flexibel.

Leistungsspektrum:

- optimale visuelle Gestaltung für Lehre und Forschung
- Illustrationen für wissenschaftliche Publikationen
- effektive Postergestaltung
- professionelle Drucksachenbearbeitung (einschl. Titel-, Layout- und typografische Gestaltung)
- topfit auch am PC (MS-DOS, MAC)

sucht interessante Arbeitsstelle.
 Tel/Fax 030/ 965 2365

Kreuzwort?



Horizontal:

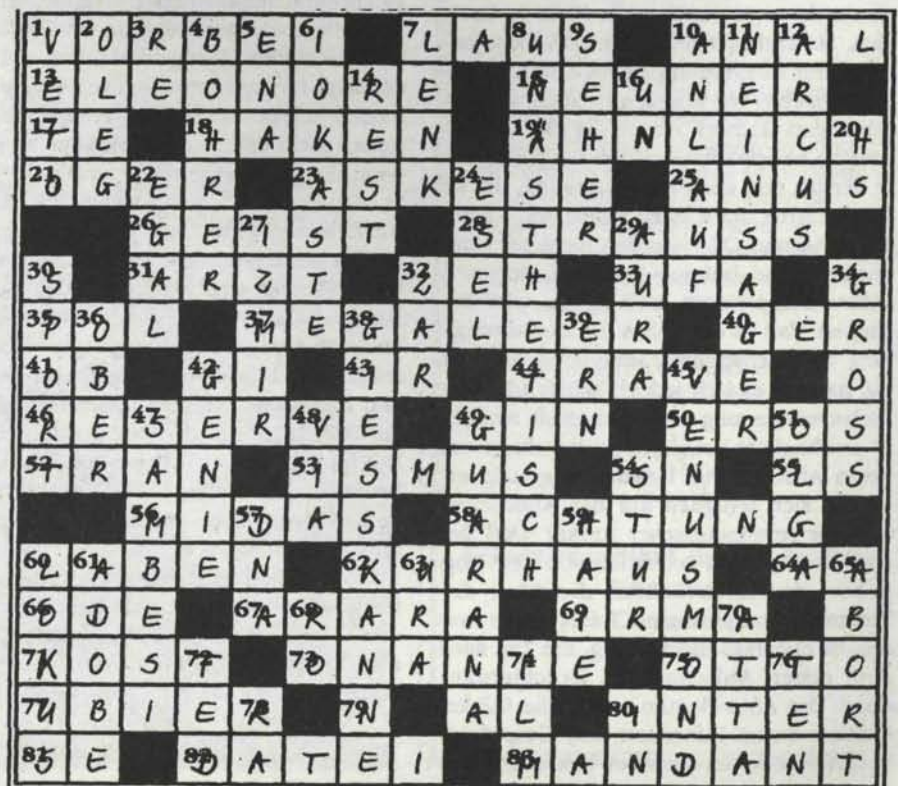
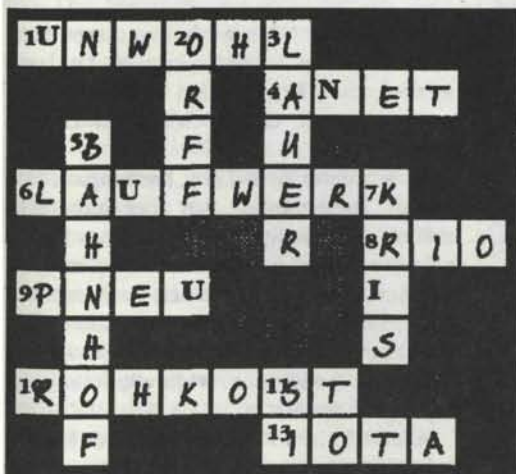
1. Fußbekleidungshalterung; 10. Arno-Nebenfluß in der Epoche; 11. politisch aktive Abart des Hühnerprodukts; 12. Delon-Vorname; 13. schnelles Ende; 16. kurz gezogenes Aufußgetränk; 17. Spiel mit dem Feuer; 18. ausgeschriebener deutscher Buchstabe; 19. eine der Gezeiten in schwacher Form; 21. seltenes Erdmetall; 22. Vorname eines finnischen Regisseurs; 23. Betonstabilisator; 25. klempnerisches Ersatzteil für Nachtigallen; 27. leicht verstümmelte Kopfbedeckung; 28. Grimms Wetterfrau; 29. Linksalternatives im Metall; 30. Aller-Nebenfluß am Ende der Reise; 32. Eigenschaft von altem Trödel; 33. intrastellare Frau; 35. Nickelteil; 36. nicht alt und nicht mit Perwoll gewaschen; 37. durch Buchstabenklau elektroindustriell entschärfter ehemaliger Stasi-Chef;

Vertikal:

1. alkoholische Glaubensgemeinschaft; 2. Unklarheit; 3. paradox oft mit 32. horizontal einhergehend; 4. glücklich Leidender; 5. Pubertätsindiz; 6. Festivität oder Spielzeug; immer rund; 7. Folienstoff; 8. Eigenschaft von Wasser im Kühlschrank; 9. Grundlage von Befehlsausführungen; 14. Kern-Ausschuß der ehemaligen DDR-Regierung; 15. Folge der Hin-Richtung; 20. französischer Sommer; 22. Zahnpasta aus Giftstaude; 24. heiliger ägyptischer Stier; 25. tiefliegende Harzer Stadt; 26. Füllung eines Reisekissens; 27. schnödes Boot; 31. kurz: Elektroenzephalogramm; 34. Beginn einer tiefen Zuneigung.

rebus

Des Rätsels Lösung - heute: 64 und 65



Meckerecke



Zu "Demokratieunfähig" in UnAUFGEFORDERT Nr. 67

Demokratieunfähig kann im Falle eines Journalisten zum Beispiel bedeuten, das journalistische Ethos soweit verkümmern zu lassen, daß er wissentlich oder aus purer Dummheit einen Artikel schreibt, dessen Aufklärungs- und Informationsgehalt gegen Null tendiert. Banales Handwerkszeug, wie eine ausführliche Recherche und zumindest einen Hauch von Wissen über das zu schreibende Thema, sucht man hier vergebens.

Um mit den offensichtlichen Fehlern einmal anzufangen: Es ist nicht richtig, daß das Otto-Suhr-Institut das größte an der Freien Universität ist, ebensowenig wie Rainer Zittelmann ein Protagonist des Historikerstreits war (der war zu der Zeit noch Student). Daß Wiglaf Droste und Katharina Rutschky bei Vorträgen in der FU die "brachiale Gewalt" des AStA am "eigenen Körper" spüren mußten, verrät zwar des Autors liebste Tageszeitung, leider aber auch die geistige Nähe zu deren journalistischer Auffassung. Was der unsägliche Artikel in der taz mit dieser Anspielung sagen wollte, war, daß mit unliebsamen Personen (das sind für Ute Scheub offensichtlich Droste und Rutschky) anders umgegangen werden muß, als sie daran zu hindern, zu Wort zu kommen. Sie meinte eben nicht, daß diese bereits ähnliche Erfahrungen mit dem AStA gemacht hatten - wie könnten sie auch, schließlich waren sie noch nie an der FU. Die Recherche endete offensichtlich bei der Lektüre der taz und der Berliner Zeitung, die an diesem Streit unmittelbar beteiligten - nämlich AStA und OZ - wurden nicht oder nur unzureichend befragt. Nur so lassen sich andere Sumpfbüthen erklären: Es wird behauptet, daß es dem AStA um die Abschaffung der Fachschaftszeitung gehe. Bei der OZ handelt es sich jedoch weder um eine Fachschaftszeitung (die Fachschaft am OSI ist an ihr nicht beteiligt), noch geht es um deren Abschaffung. Unsere Weigerung erstreckt sich lediglich auf das Abdrucken weiterer revisionistischer Artikel. Daß das erste, was die OZ-Redaktion von dem Vorhaben des AStA erfuhr, die über der Ihnstraße aufgehängten Transparente waren, ist ebenfalls nicht richtig. Ein Tag nach dem ersten Aufschub des Drucktermins durch das AStA-Plenum wurde die OZ-Redaktion davon informiert und Gesprächsbedarf von Seiten des AStA bekundet - das

war Wochen vor den erwähnten Transparenten! Die vom AStA zu der Diskussion um die OZ verfaßten Publikationen (ein Faltblatt und eine Broschüre zur Neuen Rechten, mehrere Artikel im "Neuen Dahlem", insgesamt über 30 Seiten!) werden souverän ignoriert, so wird dann auch die dümmliche Bemerkung verständlich, der AStA verweigere sich aus "mangelndem Vertrauen in die eigene argumentative Kraft" einer inhaltlichen Diskussion.

Zum Schluß noch ein paar Worte zum Demokratieverständnis des Autors. Einem Gremium, aus einer Wahl hervorgegangen und unter anderem mit der Verteilung von Geldern betraut, vorzuwerfen, es handle "eigenmächtig" wenn es eben diese Aufgaben wahrnimmt, übersieht den Sinn und die Funktion der Wahl: sie verleiht in einem repräsentativen System den Handelnden eben jene demokratische Legitimation, die der Autor einzufordern scheint. Die Auseinandersetzung mit demokratietheoretischen Ansätzen gehört jedenfalls nicht zu den intellektuellen Höhepunkten dieses Artikels. Wer z.B. die Hinterfragung des politischen Vertretungsanspruchs der ASten mit der Behauptung unterlegt, Repräsentativität erscheine "auf der Basis von 60.000 und weniger" sinnlos, und könne ihre "Aufgaben (...) kaum erfüllen", übersieht z.B., daß Kommunen genau nach diesem Modell - die meisten mit wesentlich weniger WählerInnen als die FU - funktionieren. Wohlgerne, hier soll keine Lanze für das repräsentative Demokratie-Modell gebrochen werden, eine Kritik, die jedoch nicht einmal deren Ansätze begreift, wirkt albern. Der Autor ist jedenfalls der Letzte, dem es unter dem Deckmantel dieser Ausfälle um eine Demokratisierung der Hochschulen geht: sein Idealmodell studentischer Vertretungsstrukturen finden sich in Bayern! Der Nachteil der bayerischen StudentInnenvertretung: es gibt sie nicht! Die reaktionäre Landesregierungen von Bayern und Baden-Württemberg haben diese Ende der 70er Jahre mit der Begründung aufgelöst, es handle sich dabei um kriminelle Vereinigungen (StGB §129), dies ist wohl mit der Forderung nach Änderung der "Strukturen" gemeint.

Wer von Bayern redet, sollte von Demokratie schweigen! (frei nach Horkheimer)

P.S. Der Aids-Clown heißt Duesberg und nicht Duesburg - fiel aber fast nicht mehr auf.

AStA der FU

Anmerkung der Redaktion:

1.) Die Recherchen endeten zwar bei taz und Berliner Zeitung, aber da begannen sie nicht: ein Gespräch mit der Vorsitzenden des FU-AStA's Christina Kaindl, mehrere Gespräche mit Redakteuren der OZ, Gespräche mit Studenten des OSI, Nachfragen bei Gerlach und Erhardt. Daraus und aus den 30 Seiten AStA-Meinungsergebnis der Informationsgehalt des Artikels, der von unabhängiger Seite höher als Null eingestuft wird.

2.) Dem Autor ging es nicht um die Abschaffung von Strukturen studentischer Mitbestimmung an den Universitäten wie in Bayern, der Verweis auf den Zustand der Strukturen im Freistaat erfolgte im Zusammenhang auf die Verteilung der finanziellen Mittel, die wesentlich „machtfreier“ erfolgen als anderswo. Es ging ihm auch nicht, dem FU-AStA seine Macht zu nehmen, sondern lediglich die Frage nach der Verantwortung im Umgang mit dieser aufzuwerfen: Wer soll eigentlich die Macht haben und zu welchem Zweck? Daß die bloße Annahme dieser Frage mit dem Argument des Fehlens von Intellektualität des Autors totgeschlagen wird, spricht für sich selbst. Was soll der Vergleich mit Kommunen, deren repräsentative Demokratie aufgrund der Existenz der großen Volksparteien auf ganz anderen Beinen steht?

3.) Daß es immer noch bei der Meinung bleibt, den Abdruck „revisionistischer Artikel“ - und sei es, um sie kontrovers zu diskutieren - könne man nicht mitfinanzieren (und so natürlich Macht ausübt!) ist traurig. Es beweist halt ein gewisses Verhältnis zur Demokratie...

zu: „Freizeitpark Holocaust“ in UnAUF Nr. 66

Schon richtig: Nicht wir haben diesen hässlichen Scherbenhaufen angerichtet. Den verbrecherischen Krieg haben unsere Großeltern angezettelt. Und auch Auschwitz geht auf ihr Konto.

Was wir unter dem Titel „Freizeitpark Holocaust“ lesen durften, war aber auch recht häßlich und plump. „Ist ein solches Denkmal notwendig?“ wundern sich zwei mitleidlose Autoren. Zu teuer, lassen sie durchblicken. 16 Millionen Mark futsch, zudem Berlins „beste Lage“ zugepflastert. So viel Zynismus, Kommilitonen, wirkt wie Schmirgelpapier auf der Seele!

„Haarsträubend“ seien die Denkmalsentwürfe, die Pläne der Jury „von vornherein gescheitert“. „Beschuldigungsrituale für Nachgeborene“, hört man es poltern. Man darf fragen, warum. Auf eine Begründung dieser beleidigenden Kritik verzichtet man freilich.

Nicht aber aufs Rechnen: „8 Millionen DM

sollen durch Spenden aufgebracht werden - ein wodurch berechtigter Aufwand?"

Das ist kalt gefragt. Denn es geht um ein monströses Verbrechen: die fabrikmäßige Ermordung der europäischen Juden. Und die, nicht wahr, haben wir uns ja auch etwas kosten lassen.

Niklas Pastille

zu "Verhältnisse wie bei McDonalds" in UnAUF 67

Plastikbecher und Umwelttechnik Einwegbecher in der Säulenmensa

Spät kamen sie, aber sie kamen. Es hat zwar lange gedauert, bis Mehrwegbecher für Kaltgetränke in der Säulenmensa eingeführt wurden, parallel aber wurden die Einweg-Plastikbecher nicht abgeschafft. Nun sollte man meinen, daß nun trotz der Beibehaltung der Einweg-Variante ein Plastik-Müllberg nicht würde entstehen können. Die aufgeklärte Studentenschaft, so glaubte man wohl annehmen zu können, würde ohnehin nur die Mehrwegbecher benutzen. Tatsache ist aber, daß die Mehrwegbecher kaum benutzt werden.

Oft wird von Politikerseite gefordert, daß man doch im kleinen anfangen soll, wenn man etwas für den Umweltschutz tun will. Daß solche Appelle meist nichts nützen, wird von denen, die sie an uns richten, einkalkuliert. Wir sollen keine FCKW-Produkte kaufen, dann werde sich das Ozonloch schon schließen. Wenn wir außerdem kein Dosenbier mehr kaufen, werde sich die Mehrwegflasche von ganz alleine durchsetzen. Weil viele von uns aber auf das schwören, was aus Erfahrung gut ist, wurden FCKW-Produkte weiter benutzt. Und weil Dosenbier immer noch viel billiger ist als Flaschenbier, werden viele von uns weiter zur Dose greifen. Die Regierung tut dabei der Industrie nicht weh, weil sie ihr nichts vorschreibt; die Umwelt wird weiter zerstört, aber den schwarzen Peter haben die, die nicht im kleinen anfangen können.

Durchaus verständlich ist es, wenn man sich überhaupt nicht vor den Regierungskarren spannen lassen will, sich sagt, im kleinen anfangen will ich nicht, will den Großen ihre Aufgabe nicht erleichtern. Viele Besucher der Säulenmensa scheinen so zu denken. Die Mehrwegbecher, so scheint es, werden richtiggehend verschmäht. Zwar steht der Name eines großen amerikanischen Limonadenherstellers, den wahrscheinlich viele grundsätzlich ablehnen, unübersehbar auf den Bechern, dennoch bleiben sie Mehrwegbecher und somit umweltfreundlicher als die anderen.

Interessant zu beobachten ist auch, daß viele Vitaminapostel, die ihren O-Saft und Multi-V-Saft zapfen, fast grundsätzlich zum Einwegbecher greifen. Vielleicht denken sie,

daß Säfte nur aus Einwegbechern getrunken werden dürfen, da ein Stapel selbiger direkt neben der Saft-Zapf-Anlage genau dies vorzuschreiben scheint.

Studierenden, die auch ihren Kaffee aus dem Plastikbecher trinken, kann nicht mehr geholfen werden. Die über die gesamte Uni verstreuten Kaffeeautomaten scheinen merkwürdige Auswirkungen auf die Geschmacksnerven einiger Studierender zu haben. Wer sich einmal an den Geschmack von Kaffee aus dem Plastikbecher gewöhnt hat, von dem kann nicht verlangt werden, daß er in der Säulenmensa zur Steingutgasse greift.

Zum Thema Getränkeautomaten sei hier nur ein Satz eingeschoben: Es sollen schon Getränkeautomaten gesehen worden sein, die Mehrwegflaschen ausspucken.

Aber warum sollten Uni und Studierende es anders halten als die da oben? Warum sollten sie nicht auch einmal an die Wirtschaft denken. In den Bereichen der Wirtschaft, die mit Umwelt zu tun haben, seien große Zuwachsraten auszumachen, so wird oft versichert. Entsorgungsunternehmen, die die blauen, mit Plastikmüll gefüllten Plastikmüllsäcke wegkarren, gehören zu dieser Wachstumsbranche. Und gegen Umwelt- und Entsorgungstechnik ist nun wirklich nichts zu sagen.

Andreas Rüttenauer

zu: Meckerecke in UnAUF Nr. 67

Der Pädagoge Herbart, Nachfolger auf dem Lehrstuhl Kants, formulierte als Erziehungsziel: Charakterstärke der Sittlichkeit. Es gelte auch heute für Student und Dozent.

Helmut Schinkel



IMPRESSUM UNAUFGEFORDERT

Die Studentenzeitung
der Berliner Humboldt Uni.
Erstmals erschienen am
17. November 1989.

Herausgeber:
Studentenparlament der HUB

Redaktion:
Ingo Bach, Ulrich Miksch
(leitende Redakteure)
Franziska Ahles, Sylvia Domes,
Stephanie Gimmerthal, Klaus Kallenberg,
Juliane Kerber, Gerhard Kienast,
Alexandra Kolle, Georg Linde, Hannah Lund,
Antje Meinhold, Rüdiger Neick,
Gesa Rothbarth, Jens Schley, Martje Schulz
Julia Trotha, Sylvia Wassermann

Kontakt:
Humboldt-Universität zu Berlin
Unter den Linden 6
10 099 Berlin
Hauptgebäude Raum 3022
Tel.: 2093 2288
fax: 2093 2770

Redaktionsschluß:
23. Juni 1995

Satz: Roody & Ingo
Fotos: Fisahn, Ingo, Martje, Atze, Archiv
Titel: Martje Schulz

Druck:
Contrast
Tempelhofer Damm 210
12099 Berlin
gedruckt auf Recycling - Papier

Nachdruck, auch auszugsweise,
ist ausdrücklich erwünscht. Wir bitten aber
um Quellenangabe und Belegexemplar.
Für alle Fakten besteht das Recht auf
Gegendarstellung in angemessenen Umfang.
Namentlich gegenzeichnete Artikel geben
nicht in jedem Fall die Meinung der
Redaktion wieder. Kürzel werden nur von
Redaktionsmitgliedern verwendet.
Die Redaktion behält sich vor, Leserbriefe
gekürzt zu veröffentlichen.

UNAUFGEFORDERT Nr.69
erscheint am 16. Oktober 1995

Die Redaktionssitzungen sind öffentlich:
montags, 18.00 Uhr
HG 3022

**Redaktionsschluß für die nächste
Nummer:**
6. Oktober 1995

Wohnen im Prenzlauer Berg –

Teil 6

Unter besonderer Berücksichtigung sich im Verkehr ergebender Gefahren

Bei der Art von Geschichten, wie der folgenden, neigt man leicht dazu, zu seinen Gunsten zu beschönigen. Das kann im vorliegenden Fall aber trotz diesbezüglicher journalistischer Freiheit unterbleiben, weil ich mir gar nichts vorzuwerfen habe. Überdies befürchte ich, daß sich bei vergleichbarer Konstellation der Umstände genau dasselbe noch einmal ereignen könnte, ohne daß ich es zu verhindern wüßte. Ich habe aus dieser Episode nichts gelernt, außer vielleicht, daß die Bildzeitung ganz recht hat, wenn sie allmorgendlich das Bild des zu jeder Missetat entschlossenen Berliners zeichnet („Wegen alter Geige: Berliner Lehrer zersägt“).

Aber zur Sache: An einem der ersten frühsummerlichen Tage (ganz neulich) fuhr ich (schwarz) mit der U-Bahn Nr. 2 zur Wilhelm-Pieck-Straße (Wilhelm Pieck wurde inzwischen in Tor umbenannt), um dort in die Straßenbahn Nr. 1 umzusteigen. Es war früher Nachmittag, und der Straßenbahnsteig war fast leer. Ein Kampf um Sitzplätze war darum nicht zu erwarten, und ich hatte mich schon auf eine geruhssame Heimfahrt eingestellt. Und die Straßenbahn, die bald einfuhr, war auch in der Tat nur zu einem Drittel gefüllt. Ungefähr ein Meter neben mir stand ein weiterer potentieller Fahrgast – ungefähr 50 Jahre alt und etwas übergewichtig, aber in jeder Hinsicht bieder. Während die Straßenbahn zum Halten kam, drückte dieser Herr schon den Türöffnungsknopf, mit dem Ergebnis, daß bei Stillstand der Straßenbahn die Tür sich exakt vor meiner Nase entfaltete. Ich stieg ein. Weit kam ich aber nicht. Schon auf der zweistufigen Treppe wurde ich von dem Herrn angerempelt, der, so schien es mir, mich an beiden Seiten zugleich überholen wollte. Auf meinen empörten Ausruf hin schrie der Herr: „Wenn ich den Knopf drücke, dann steige ich auch zuerst ein!“ Etwas verdattert ob dieser Logik antwortete ich: „Wenn Sie den Knopf aus der dritten Reihe drücken, so kann ich nichts dafür!“ Ich ertete eine schallende Ohrfeige, denn frech werden darf die Jugend von heute nicht. Sofort allerdings wurde mir klar, daß ich Zeuge einer Körperverletzung geworden war. Ich machte deshalb unverzüglich vom mir zustehenden Festnahmerecht Gebrauch und faßte den Herrn am Schläwittchen: „Zeigen Sie mir mal Ihren Ausweis!“ Anstelle einer Antwort holte er erneut aus. Da es Quatsch gewesen wäre, sich ein zweites Mal schlagen zu lassen, fiel ich ihm diesmal in den Arm, hielt in aber weiter fest. Aus eigener Kraft hätte ich es in dieser Situation wohl nicht vermocht, mich zu beruhigen. Noch ehe ich mich aber meinerseits zu einer Körperverletzung hinreißen ließ, schritt zum

Glück ein Nachbar aus meinem Haus ein, der, wie ich nicht wußte, auch in der Straßenbahn saß: „Komm beruhige Dich!“ sagte er und setzte mich hin. Er hatte ja so recht ... Hätte ich mir doch fast noch den Abend versaut. Mein Widerpart setzte sich auch, schwieg aber nicht stille. Er sprach von Schadenersatzforderungen, die wegen mehrerer abgerissener Knöpfe auf mich zukommen sollten. Doch ich ließ mich zu keiner überstürzten Handlung mehr hinreißen. Nachdem er eine Weile gebrabbelt hatte, sagte ein Junge zu ihm: „Seien Sie doch mal ruhig, die Knöpfe werden sich doch annähen lassen.“ Darauf der Herr: „Wundern Sie sich nicht, wenn Sie heute nicht nach Hause kommen, ich hole gleich meinen Dienstausweis raus!“ Darauf der Junge: „Ihr MfS-Ausweis interessiert mich nicht!“ Eine erneute Ohrfeige schien unausweichlich ... wurde aber nicht vergeben. Was hatte ich eigentlich falsch gemacht?



Innerlich noch aufgewühlt vom Geschehenen verließ ich die Straßenbahn und lief nach Hause. Es zeigte sich aber sogleich, daß man auch als Fußgänger in Berlin mit dem Schlimmsten rechnen muß. Ich lief die Marienburger Straße hinunter und traf auf eine Stelle, an der der Bürgersteig völlig und die Straße zu einem Drittel mit einem roten Band in Halshöhe abgesperrt waren. Da offenbar nur an einer Bordsteinkante und nur von einem der fünf anwesenden Arbeiter gearbeitet wurde, schien keine Gefahr für Leib und Leben zu bestehen, wenn ich die Bänder unterquerte. Als ich mich dem ersten Band näherte entspann sich folgendes Gespräch: „Schön außenrum, ja! Sie sehen doch, daß Sie hier nicht durchkönnen!“ - „Nein, ich sehe das Gegenteil, nämlich daß die Absperrung überflüssig ist, weil der Gehweg intakt ist.“ Aus dem Bauwagen: „Ich weiß gar nicht, was es da zu debattieren gibt!“ - „Ich auch nicht!“, sagte ich und schickte mich an, das Band zu unterqueren. „Man merkt wieder gleich, wo man hier ist!“ warf ein dritter Bauarbeiter ein. „Oh ja“, sagte ich, „in Berlin, aber das müssen Sie mir als Thüringer nicht erklären!“ Damit waren offensichtlich die Möglichkeiten der verbalen Streitschlichtung erschöpft, denn wiederum wurde mir eine Tracht Prügel offeriert, diesmal zumindest mit vorherigem Angebot, welches ich dann allerdings nicht annahm. Gab ja auch gar keinen Grund – war ich doch wohlbehalten hinter dem zweiten Band angelangt und konnte mich wenig später in meine rettende Wohnung flüchten. Diese werde ich zukünftig nur noch in Notfällen verlassen (Vorlesungen sind keine solchen), da ich nun weiß, daß Berlin unvorhersehbarer Gefahren birgt.